Ott
3158
43.3
WIDENER
HN XNSZ U

Ott. 3158.43.3

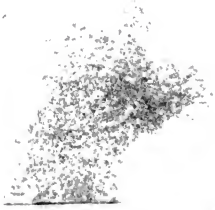
HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
COUNT PAUL RIANT

MEMBER OF THE
INSTITUTE OF FRANCE
HISTORIAN OF THE
LATIN EAST

MDCCCC

GIFT OF J. RANDOLPH COOLIDGE
AND ARCHIBALD CARY COOLIDGE



Reise

einer

Wienerin

in das

heilige Land,

nämlich:

von Wien nach Konstantinopel, Brussa, Beirut, Jaffa, Jerusalem, dem Jordan und todten Meere, nach Nazareth, Damaskus, Balbeck und dem Libanon, Alexandrien, Kairo, durch die Wüste an das rothe Meer, und zurück über Malta, Sicilien, Neapel, Rom u. s. w.

Unternommen im März bis December 1842.

Nach den Notaten

ihrer sorgfältig geführten Tagebücher

von ihr selbst beschrieben.

Erster Theil.

Dritte verbesserte Auflage.

Wien.

Verlag von Jakob Dirnböck,

Herrngasse, im gr. Dietrichstein'schen Hause Nr. 25.

1846.

Ott 3158.43.3

Digitized by Google

Der

wohlgebornen Frau

Constanzia von Reyer,

gebornen von Milesi,

achtungsvoll gewidmet

von

ihrer dankbaren Nichte

der Verfasserin

Ida Pfeiffer geborne Reyer.

Vorwort.

(Zur ersten Auflage.)

Durch zwei Jahrhunderte wanderten Fürsten und Völker des Abendlandes dem Oriente zu. Das edelste Blut floß vergeblich in Strömen, um das Land unseres göttlichen Lehrers den Ungläubigen zu entreißen, und wenn gleich das heutige christliche Europa den für seine Ueberlegenheit seit sechshundert Jahren vielleicht zum Spiel gewordenen Kampf nicht mehr anbindet, so ist doch nicht zu wundern, wenn vom religiösen Sinne durchdrungen Millionen aus der Christenheit den Wunsch, die heiße Begierde hegen, selbst zu wandeln die Wege des Erlösers, mit eigenen Augen zu schauen die Denkmäler des Gottmenschen von der Krippe bis zum Sarge.

Die Beschwerden, Hindernisse und Gefahren einer Reise nach Syrien jedoch überwogen bei den Meisten auch den kräftigsten Vorsatz, und es mußte beim unbefriedigten Wunsche sein Bewenden haben.

Nur wenige Männer erprobten die Stärke und Ausdauer zur Vollführung dieses Wagnisses; daß aber eine zarte Frau aus höherem Stande, eine geborne

Wienerin, den Heldenmuth besaß, das durchzuführen, woran Tausende von Männern scheiterten, dürfte fast dem Unerhörten angehören.

Schon in früher Kindheit wurzelte in ihr der Trieb, diese Reise zu unternehmen. Mit besonderer Vorliebe las sie die Beschreibungen des heiligen Landes, und eine Reise nach dem Orient interessirte sie mehr, als alle reizenden Schilderungen von Paris oder London.

Allein erst in ihrer reiferen Lebensperiode, nach vollendeter Erziehung ihrer Söhne war es ihr gegönnt, den heißen Wunsch ihrer Jugend zu verwirklichen.

Am 22. März 1842 begann sie ihre Reise, und zwar allein, ohne alle Begleitung, mit dem festen Vorsatze, alles Ungemach zu dulden, allen Gefahren zu trotzen, alle Hindernisse zu bekämpfen. Daß es ihr gelang, darf wohl zu den Wundern gerechnet werden.

Weit entfernt, je ihre Ergebnisse veröffentlichen zu wollen, verfaßte sie, bloß um für ihr Leben die Rückerinnerung fest zu halten, und den nächsten Verwandten ihre Schicksale mittheilen zu können, ein Tagebuch, und zeichnete jeden Abend, wenn gleich oft durch Hitze, Durst und Anstrengungen zum Umsinken ermüdet, die Vorfälle des Tages mit Bleifedern auf, wozu ihr nicht selten der Sandhügel einer Wüste oder der Rücken eines Kamehles zur Unterlage dienen mußten, während die andern Glieder der Karavane längst zum Tode ermattet, dahingestreckt lagen. —

Im Hause meines Freundes Halm erhielt ich die erste Kunde von dieser merkwürdigen Frau, bevor sie noch ihre Reise vollendet hatte, und mein Wunsch, sie kennen zu lernen, steigerte sich mit jeder Nachricht, die von ihr eintraf.

Ihre Persönlichkeit machte auf mich ganz denselben Eindruck, den ich noch fast stets beim ersten Anblick von Frauen empfand, welche durch Charakterstärke, Seelengröße und Heroismus sich auszeichneten, und im Umgange, im Leben die schlichtesten, einfachsten, anspruchlosesten, klarsten, und daher auch die liebenswürdigsten Wesen sind.

Meine Bitte, ihr Tagebuch lesen zu dürfen, wurde mit Schüchternheit gewährt, und ich muß bekennen, daß mich nicht sobald eine Lektüre so sehr anzog, und bis an das letzte Blatt festhielt.

Die ungezierte, einfache, treuherzige, aber durchaus klare und mutterverständige Darstellung beschämt das Chaos des nach Originalität strebenden Bombastes vieler modernen Styliſten. Anlage und Durchführung sind so gefällig als erschöpfend, und über Alles ragt die strenge Wahrheit hervor, die man der gesunden Anschauung eines so reinen und tiefen Gemüthes nicht in Zweifel zu stellen wagt. Dieser einzige Umstand erhebt den Werth dieser Schrift wohl über die meisten Reisebeschreibungen nach dem heiligen Lande, die sich, besonders weil der Gegenbeweis nicht so leicht herzustellen ist, in Aufschneidereien gefallen, sich durch Prahlereien über bekämpfte Ge-

fahren und Uebertreibungen aller Art interessant zu machen glauben, Ruhm und Bewunderung zu ernten hoffen, davon aber Viele in diesen Blättern Beschämung und Demüthigung von einer einfachen, aber wahrheitsliebenden Frau erwarten dürften.

Mit vieler Mühe gelang es mir, die Verfasserin dahin zu bewegen, daß sie sich entschloß, ihr Tagebuch im Druck erscheinen zu lassen.

Die Absicht, der Lesewelt, und vorzüglich dem Frauengeschlechte durch die Drucklegung eine höchst interessante, genußreiche, und so anziehende als streng wahre Schilderung des heiligen Landes, so wie des ganzen Reisezuges zu liefern, leitete mein Drängen.

Wien, im Oktober 1843.

Der Verleger.

I. Reiſe von Wien nach Konſtantinopel.

Seit Jahren lebte der Wunſch in mir, eine Reiſe in das heilige Land zu machen. Jahre gehören auch dazu, um mit dem Gedanken eines ſo gewagten Unternehmens vertraut zu werden. Als daher meine häuslichen Verhältniſſe ſich ſo geſtaltet hatten, daß ich mich wenigſtens auf ein Jahr entfernen konnte, hatte ich nichts eifriger zu thun, als mich zu dieſer Reiſe vorzubereiten. Ich las manche Werke darüber, und war auch ſo glücklich, mit einem Herrn bekannt zu werden, der einige Jahre früher jene Länder bereist hatte. Ich konnte mündlich manche Belehrung und manchen Rath über das Fortkommen und Verhalten auf dieſer gefahrvollen Wanderung erhalten.

Vergebens ſuchten meine Verwandten und Freunde mich von dieſem Vorſatze abzubringen. Höchſt lebhaft ſtellte man mir all' die Gefahren und Beſchwerden vor, die den Reiſenden dort erwarten. „Männer hätten Urſache zu bedenken, ob ihr Körper die Mühen aushalten könne, und ob ihr Geiſt den Muth habe, dem Klima, der Peſt, den Plagen der Inſekten, der ſchlechten Nahrung u. ſ. w. kühn die Stirne zu bieten. Und dann erſt eine Frau! So ganz allein, ohne alle Stütze hinaus zu wandern in die weite Welt, über Berg und Thal und Meer, ach, das wäre unmöglich.“ Dieß war die Meinung meiner Freunde.

Ich konnte nichts, als meinen feſten unabänderlichen Willen entgegenſetzen. Mein inneres Vertrauen auf Gott gab mir Ruhe und Kraft, meine irdiſchen Angelegenheiten mit voller Beſonnenheit zu ordnen. Ich machte mein Teſtament, beſtellte alles der Art, daß im Falle des Todes, worauf ich

mehr gefaßt seyn mußte, als auf eine glückliche Rückkehr, die Meinigen Alles in bester Ordnung fänden.

Und somit trat ich am 22. März 1842 meine Wanderung von Wien an.

Ich fuhr um 1 Uhr Mittags zu den Kaiser-Mühlen, dem Platze, von welchem die Dampfschiffe nach Pesth u. s. w. abgehen. Freudig überraschte mich am Ufer die Anwesenheit einiger Verwandten und Freunde, die mir nochmals Lebewohl sagen wollten. Die Trennung war freilich wieder recht hart, denn unwillkührlich erfaßte uns der Gedanke, ob wir uns in dieser Welt wohl noch sehen würden. —

Ein lebhafter Streit am Bord des Schiffes zerstreute ein Bischen unsern trüben Sinn. Ein Reisender mußte auf Ansuchen eines Herrn, statt mit Sack und Pack nach Ungarn zu flüchten, mit der Polizei in die Stadt zurückkehren. Ersterer schuldete letzterem 1300 fl., und glücklicher Weise wurde er noch vor der Abfahrt des Schiffes eingeholt. — Kaum war dieß geordnet, so gab die Glocke das Zeichen der Abfahrt, die Räder begannen ihre Bewegung und entzogen mich für dießmahl meinen Lieben nur zu schnell.

Reisende gab es noch Wenige. Die Witterung war zwar schön und mild, aber die Jahreszeit noch zu früh, um andere Reisende, als Geschäftsleute, oder solche mit so umfassenden Plänen, wie ich im Kopfe hatte, in die Welt zu führen. Die Meisten gingen nach Preßburg oder höchstens nach Pesth. Bald hörte man vom Schiffskapitän, daß eine Frau auf dem Schiffe sei, die bis Konstantinopel zu reisen gedenke, — und nun betrachtete man mich von allen Seiten. Einer der Herren, der dieselbe Reise machte, sprach mich an, und bot mir seine Dienste an, wenn ich deren benöthigen sollte, und wirklich stand er mir überall schützend zur Seite.

Die schöne milde Witterung wechselte bald mit Wind und Kälte, als wir hinaus in die große Donau kamen. Ich

schlug mich in meinen Mantel ein und blieb auf dem Verdecke, um die Umgebung zu sehen, die von Wien bis Preßburg wohl recht lieblich seyn mag, wenn sie im Frühlingsschmucke prangt, jetzt aber nur kahle Bäume, nackten Boden — ein unfreundliches Bild des Winters darbot.

Hainburg mit dem alten Schlosse auf dem Bergrücken, Theben mit seiner merkwürdigen Veste, und noch weiter hinab die bedeutende königliche Freistadt Preßburg nehmen sich recht artig aus.

In drei Stunden erreichten wir Letztere und landeten in der Nähe des Krönungsberges, einer künstlichen Erhöhung am Ufer der Donau, wohin der König nach der Krönung im feierlichen Ornate, mit dem Schwerte in der Hand reiten, und dasselbe gegen Osten, Westen, Süden und Norden schwingen muß, zum Zeichen, daß er das Königreich gegen alle Feinde, woher sie immer kommen mögen, vertheidigen wolle. — Unweit von diesem Hügel ist der schöne Gasthof „zu den drei grünen Bäumen“ wo es so theuer, ja noch theurer, wie in Wien ist. Stromabwärts darf man bis unter Pesth nicht auf dem Schiffe übernachten.

23. März 1842.

Heute fuhren wir um 6 Uhr Morgens ab. Gleich unterhalb Preßburg theilt sich die Donau in zwei Arme und bildet die sehr fruchtbare Insel Schütt, welche 10 Meilen lang und 6 Meilen breit ist. Die Gegend bis Gran ist ziemlich einförmig, dann aber wird sie hübscher. Schöne Hügel und mehrere Berge umschließen dieselbe, und bringen Abwechslung ins Gemälde.

Gegen 7 Uhr Abends kamen wir in Pesth an. Schade daß es schon ganz finster war. Die wunderschönen Häuser, man könnte sagen Paläste, welche das linke Ufer der Donau zieren, so wie gegenüber die alterthümliche und berühmte Festung und Stadt Ofen gewähren einen herrlichen Anblick

und verdienen einen längeren Aufenthalt. Ich blieb nur über Nacht, weil ich schon einige Jahre früher mehrere Tage in Pesth zugebracht hatte.

Da hier das Dampfschiff gewechselt wird, muß man bei dem Landen vorzüglich auf jenes Gepäck Acht haben, welches man zu Wien nicht im Bureau übergeben hat.

Ich stieg im Gasthofe „zum Jägerhorn" ab. Es ist ein höchst eleganter Ort, aber unverschämt theuer. Ein kleines Stübchen im Hofe kostete über Nacht 54 kr. C. M.

Schon diesen ganzen Tag war mir sehr unwohl. Heftige Kopfschmerzen, Fieberschauer und wiederholtes Erbrechen ließen mich eine Krankheit und Unterbrechung meiner Reise befürchten. Wahrscheinlich waren diese Übelkeiten eine Folge des schmerzlichen Abschiedes von geliebten Freunden und der Veränderung der Luft. Ich konnte nur mühsam mein bescheidenes Kämmerchen erreichen, und legte mich gleich zu Bette. Doch glücklich besiegte meine gute Natur all' diese Feinde der Gesundheit, und ziemlich erholt begab ich mich des folgenden Tages am

24. März 1842

auf unser neues Dampfschiff, die „Galatha" von 60 Pferdekraft, welche mir aber nicht so nett und niedlich vorkam, wie die „Marianne," die uns von Wien nach Pesth geführt hatte. Unsere Reise ging schnell von Statten, denn schon um 10 Uhr Morgens waren wir bei Földvár, welches sich von ferne groß und schön ausnimmt, in der Nähe aber gleich einer Seifenblase in nichts zerfließt. Um 2 Uhr kamen wir nach Paks (Paksch). Hier und an allen wichtigen Orten wird ein Viertelstündchen Halt gemacht. Ein Kahn rudert vom Lande her, bringt und holt Menschen mit einer solchen bewundernswürdigen Schnelligkeit, daß man kaum die an den Nachbar gerichtete Rede vollenden kann. Man hat nicht Zeit, sich Lebewohl zu sagen.

Um 8 Uhr Abends erreichten wir den, durch 2 Schlachten berühmten Marktflecken Mohács. Die Festung daselbst wird als Gefängniß für Verbrecher benützt. Wir sahen weder Festung noch Ortschaft. Es war finstere Nacht, als wir ankamen, und um 2 Uhr Morgens, den

25 März 1842,

lichteten wir schon wieder die Anker. Man versicherte mich, daß ich dadurch nichts verloren hätte.

Nach einigen Stunden bekam unser Schiff plötzlich einen so gewaltigen Stoß, daß Alles auf das Verdeck eilte, um nach der Ursache zu sehen. Unser Steuermann hatte vermuthlich mehr Schlaf als Sehkraft im Auge, gab dem Schiffe eine ungeschickte Wendung, und ein Rad blieb nach dem Verluste mehrerer Schaufeln an vorstehenden, über das Wasser ragenden Baumpflöcken hängen. Schnell eilten die Matrosen in die Böte, das Schiff wurde rückwärts geleitet, und so gelang es mit vieler Mühe, uns wieder flott zu machen.

Wir hielten auf Augenblicke zu Dalina und Berkava, und kamen gegen 2 Uhr an den herrlichen und großartigen Ruinen des Stammschlosses der Grafen Palffy vorüber. Noch schöner nimmt sich das, dem Fürsten Odescalchi gehörige Schloß Illok aus, welches auf einem Berge liegt.

Um 4 Uhr landeten wir bei Neusatz, der berühmten Festung Peterwardein gegenüber, deren bedeutende Werke auf einer weit in die Donau reichenden Felszunge liegen. Von dem Freistädtchen Neusatz ist nicht viel zu sehen, indem vorspringende, den Strom selbst beengende Hügel es dem Blicke entziehen. Die Donau ist hier ziemlich zusammen geengt. Eine Schiffbrücke verbindet beide Ufer. Hier fängt die Militär-Gränze von Österreich an. Die Gegend ist sehr hübsch, besonders gut nimmt sich das Städtchen Karlowitz aus, das in einer kleinen Entfernung vom Ufer

an artigen Hügeln, umpflanzt von Reben, liegt. Von diesem Punkte an wird aber die Gegend einförmiger bis Semlin. Die Donau breitet sich schon recht stattlich aus, und gleicht oft mehr einem See, als einem Flusse.

Um 9 Uhr Nachts erreichten wir die Stadt Semlin, an deren Ufer Halt gemacht wurde. Semlin ist befestigt, liegt an der Einmündung der Save in die Donau, hat 13,000 Einwohner, und ist die letzte österreichische Stadt am rechten Donauufer.

Als wir uns dieser Stadt näherten, wurden einige Pöller auf unserm Schiffe gelöst. Man berichtete den Kellner zu spät davon, er hatte nicht mehr Zeit, die Fenster zu öffnen und leider zersprang eines davon; — ein unersetzlicher Schaden für uns, da die Gegend überall in Schnee gehüllt, und die Temperatur auf Null gesunken war. Den Ofen hatte man schon in Wien von seinem Plätzchen verbannt, da die Sonne durch einige Tage ihre milden Strahlen ausgebreitet hatte, und man vermessen auf ihre Beständigkeit rechnete. Überhaupt würde ich keinem Reisenden rathen, den zweiten Platz auf einem Dampfschiffe der Wiener-Gesellschaft zu nehmen. Eine größere Unordnung, wie da, kann es nicht leicht geben. Wer nicht im Stande ist, den ersten Platz zu zahlen, der bleibe nur gleich auf dem dritten, nähmlich auf dem Verdecke, besonders wenn die Reise nicht weiter als bis Mohács geht. Ist das Wetter schön, so bleibt man ohnehin lieber im Freien, um das Panorama der Donau an sich vorübergleiten zu sehen. Ist das Wetter unfreundlich, so kann man ohne Anstand in die Kajüte des zweiten Platzes gehen, denn Niemand ist aufmerksam auf die Reisenden des zweiten und dritten Platzes. Sie können sich wenigstens bei Tage sowohl auf dem Verdecke als unter demselben aufhalten. Von Pesth abwärts sind die Frauen gezwungen, mit den Männern in einer Kajüte die Nacht zuzubringen. Dieß ist unangenehm und auch

unschicklich. Ich lernte später die Schiffe des österr. Lloyd's, auch französische und italienische kennen, und mit ihnen eine gute zweckmäßige Eintheilung, Absonderung beider Geschlechter, und keine Vernachlässigung des zweiten Platzes.

Die Kälte war so unleidlich, daß man gerne jede Öffnung geschlossen hätte, aber des vielen Tabakrauchens und der Ausdünstung all der armen Leute, besonders der Juden wegen, die einen großen Theil der Fracht im Ungarlande ausmachen und bei der geringsten schlechten Witterung von ihrem gezahlten dritten Platze auf den zweiten eilen, hätte man gerne Thür und Fenster aufgerissen. Es ist gar nicht zu beschreiben, was man Alles auf diesen Schiffen auszustehen hat. — Ungepolsterte Bänke gehören bei Tag zum Sitzen, bei Nacht zum Schlafen. Von einem Waschbecken des Morgens ist keine Spur zu entdecken; und so ging es fort, bis zum dritten Dampfschiff, dem „Zrinyi," welches wir unterhalb der Donaufälle bestiegen; da fanden wir wenigstens bequeme gepolsterte Bänke. Allein auf keinem Schiffe, selbst nicht auf dem „Ferdinand," mit welchem man schon in das schwarze Meer kommt und der fatalen Seekrankheit anheim fällt, ist eine Absonderung von Männern und Frauen.

Ich sollte doch glauben, daß man für die hohen Preise dieser Fahrt auf etwas Besseres Anspruch machen könnte. Der erste Platz bis Konstantinopel kostet ohne Zehrung und mit Ausnahme der Nachtlager in Preßburg und Pesth 120 fl. C. M., der zweite Platz 85 fl. C. M.

26. März 1842.

Die verflossene Nacht war für uns Reisende keine Nacht der Ruhe, sondern des Lärmens. Niemand konnte die Augen schließen.

Semlin ist ein bedeutender Ladungsplatz; es wurden über 180 Zentner Waaren ab-, und dagegen Steinkohlen, Holz und wieder Waaren aufgeladen. Die zerbro-

chene Maschine wurde zurecht gemacht, und dieß alles geschah mit einem solchen Lärm und Gepolter, daß man glaubte, das ganze Gebäude müsse über uns zusammenbrechen. Dazu Kälte und Wind, die durch die gebrochene Scheibe ihren beständigen Eingang hielten, und uns die Nacht zu einer wahren Höllenqual machten. Um 6 Uhr Morgens wurden wir endlich flott. Diesem zufälligen Aufenthalte hatten wir das Glück zu danken, Belgrad, welches der Stadt Semlin gegenüber liegt, die erste türkische Festung und Stadt in Serbien, mit 29,000 Einwohnern, sehr gut zu sehen.

Die Lage von Belgrad ist sehr schön. Die Festungswerke ziehen sich vom Ufer der Donau, längs eines Berges stufenweise hinauf. Die Stadt mit ihren schlanken Minareten liegt eine Viertelstunde rückwärts. — Hier sah ich die ersten Moscheen und Minareten. Die Moscheen, welche ich von Bord aus sehen konnte, haben ungefähr die Form eines runden, nicht sehr hohen Gebäudes, und sind mit einer Kuppel gedeckt, an welche sich 1—2 schlanke Minarete, eine Art hoher, runder Säulen schließen. Das höchste unter den Gebäuden ist der Pallast des Fürsten Milosch. Nun wird die Fahrt theilweise sehr interessant und reich an Abwechslung und an schönen, wie durch einen Zauber malerisch vorüber gleitenden Bildern. Die Gebirge beengen den Strom, bis er sich frei und fesselos in der Nähe von Pancsova wieder zu einer Breite von 800 Klaftern ausdehnt.

Pancsova, im Banater Gebiete, am linken Ufer, ist eine Militär-Communität; hier besteht auch die erste Contumaz-Anstalt.

Von dem Innern der Städte und der meisten Orte, die man berührt, ist wenig zu sehen, weil nur auf Augenblicke angehalten wird. Da läuft und drängt sich Alles durch einander, die Glocke läutet plötzlich, die Breter werden

aufgezogen, und wer von Fremden sich um einige Augenblicke verspätet hat, muß bis zur nächsten Station auf dem Schiffe bleiben.

In Neusatz geschah dieß einem Bedienten, der die Effekten seiner Herrschaft nicht gleich auf das Verdeck warf, sondern sie erst in die Kajüte trug. Der Aermste mußte bis Semlin mitfahren, um dann 1½ Tag zu Fuße nach Hause zu wandern.

Von Pancsova aus erreichten wir, nach einer zweistündigen, äußerst angenehmen Fahrt, die türkische Festung Semendria, die eine wahrhaft schöne Lage hat. Besonders verleihen ihr die vielen Spitzen und Zacken ihrer, im mauriſchen Style gebauten Wälle und Thürme, einen eigenthümlichen Reiz. Überhaupt zeichnen sich die türkischen Festungen durch ihre schöne Lage aus.

Die Dörfer aber, und ganz vorzüglich jene am rechten serbischen Ufer, gleichen an Ärmlichkeit jenen, deren ich leider so viele in Galizien sah. Elende Hütten von Lehm mit Stroh gedeckt, und weit und breit kein Baum und Strauch, der sowohl für das Auge des Reisenden, als auch für den Bewohner selbst sehr wünschenswerth wäre. Der arme Landmann könnte im Schatten seinem müden Körper einige Erholung gönnen, und dem Reisenden bliebe die Nacktheit und Armuth solcher Wohnplätze, die doch jedes fühlende Herz mit Wehmuth erfüllt, ein Bischen verborgen.

An dem linken Ufer, welches zu Ungarn gehört und das Banat heißt, ist es wohl nicht gar so arg, es bleibt aber auch noch gar Manches zu wünschen übrig, und man muß sich um so mehr über diese Armuth wundern, da dieser Landstrich so überreich an Naturprodukten, die Getreidekammer Ungarns genannt wird.

Auf der österreichischen Seite der Donau sind, von 200 zu 200 Schritte, Gränzwachen aufgestellt, welche

Einrichtung auch von den andern Regierungen an dem linken Ufer bis an die Mündung dieses Stromes in das schwarze Meer beibehalten wird.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man dächte, daß diese Soldaten in Uniform auf ihren Posten ständen. Sie beziehen in ihren erbärmlichen und zerrissenen Kleidern, oft mit nackten Füßen, ihre Stationen auf acht Tage. Ihre Hütten gleichen einem Stalle. Ich trat in einige, um die innere Einrichtung zu sehen, die unmöglich einfacher seyn konnte. In der einen Ecke befindet sich eine Feuerstelle, in der andern ein seyn sollender Ofen von Lehm zusammengestoppelt. Eine unförmliche Öffnung in der Wand, an der Stelle des Glases mit Papier überklebt, bildet des Fenster; eine hölzerne Bank die Einrichtung. Was der Bewohner während dieser Zeit zum Unterhalte des Lebens bedarf, muß er sich mitbringen. Dafür erhält er von der Regierung Grund und Boden.

Auf dem russischen Gebiete haben die Soldaten wenigstens Uniform an.

Immer schöner und reizender wird nun die Reise. Der große mächtige Strom eilt oft brausend und schäumend an hohen Bergen dahin, die ihm kaum einen Ausweg zu gestatten scheinen. Bald bespült er wieder freundlich und ruhig die ihn umgebenden Ufer. Jede Wendung zeigt neue Schönheiten; man weiß nicht, auf welche Seite man das begierige Auge wenden soll. Und stolz und majestätisch beherrscht ihn das Schiff, das sicher und schnell durch die wild romantischen Gegenden dahineilt.

Gegen 1 Uhr Mittags kamen wir nach Pasiest. Hier ist weiter nichts, als ein großer Vorrath von Steinkohlen für die Dampfschiffe, nebst einigen Hütten. Vom Städtchen selbst ist nichts zu sehen.

Eine Stunde unterhalb Pasiest gewährt der, mitten aus den Fluthen sich erhebende, einzeln stehende Fels Babakay einen imposanten Anblick. Mit ihm vereint sich die am

serbischen Ufer lehnende Ruine Golumbacz zu einer wunderschönen Landschaft.

27. März 1842.

Daß doch nie alles vereint seyn kann. Jetzt befinden wir uns in den schönsten Gegenden und hofften hier Entschädigung zu finden für die vielen Unannehmlichkeiten, mit denen wir bisher zu kämpfen hatten, — allein der Himmel begünstigt uns nicht. Die Witterung ist häßlich und Schneegestöber treibt uns in die Kajüte. Der Sturm bringt die Donau dermaßen in Aufruhr, daß sie, dem Meere gleich, Wellen wirft. Wir leiden ungemein von Kälte, und können uns nirgends erwärmen, und betrachten wehmüthig die Stelle, wo einst — ein Ofen stand.

Um 4 Uhr gelangten wir zwar ohne Unglück, aber ganz erstarrt zu Drenkova an, und eilten in das von der Dampfschifffahrts-Gesellschaft errichtete Gasthaus, wo wir einen gut geheizten Saal, vortreffliche Kost, und ein ziemlich bequemes Lager fanden. Dieß war seit Pesth der erste Ort, an welchem man sich erholen und erwärmen konnte.

In Drenkova ist nichts als dieses Gasthaus und unweit davon ein Wachtposten. Am Ufer zeigte man uns die Barke, welche im Jahre 1839 mit den Reisenden verunglückte, als sie aufwärts der Donaufälle fuhren. Acht Personen, die in der Kajüte saßen, verloren dabei ihr Leben, und nur jene, die außen waren, wurden gerettet.

28. März 1842.

Früh Morgens bestiegen wir die mit einer Kajüte versehene Barke „Tünte."

Die Donau wird von Felsen und Bergen immer mehr zusammengedrängt, so daß ihre Breite zwischen Drenkova und Fetislav an manchen Stellen nicht über achtzig Klafter beträgt, und sie mit doppelter Eilfertigkeit ihrem nahen Ziele, dem Pontus euxinus zuströmt.

Der Donaufälle wegen, die zwiſchen Drenkova und Fetislav zu paſſiren ſind, muß man das Dampfſchiff mit einer Barke vertauſchen. Die Hinabfahrt des Schiffes würde ohne Gefahr Statt finden, allein die Rückkehr desſelben wäre mit großen Schwierigkeiten verbunden. Darum bleiben die Dampfſchiffe in Drenkova zurück und man befördert die Reiſenden ſtromabwärts in Barken, und ſeit dem Unglücksfalle vom Jahre 1839 ſtromaufwärts in bequemen guten Wägen.

Die Kälte war heute ſo unleidlich wie geſtern, und wenn einer der Reiſenden nicht ſo gefällig geweſen wäre, mir ſeine Bunda (großer ungariſcher Pelz) zu leihen, hätte ich in der kleinen Kajüte ſitzen bleiben müſſen, und würde die intreſſanteſten Stellen der Donau nicht geſehen haben. So aber hüllte ich mich vom Kopfe bis zum Fuße tüchtig in den Pelz ein, ſetzte mich außerhalb der Kajüte auf eine Bank und konnte mit voller Muße die herrlich abgeſchloſſenen Bilder des Stromes, einer Kette von Seen ähnlich, in mein Gedächtniß aufnehmen. Beinahe bis Alt-Orſova blieben dieſe Anſichten gleich pittoresk.

Eine Stunde unterhalb Drenkova, bei Islas, riefen uns die Schiffer plötzlich zu: „Der erſte Fall!“ Geſpannt vor Erwartung blickte ich vor. Das Waſſer warf kleine Wellen, ſtrömte etwas heftiger und verurſachte ein leiſes Brauſen. Wenn man mir es nicht geſagt hätte, daß die Donau hier einen Fall bilde, würde ich es nicht geahnt haben. Ich fand die Klippen und die Gewalt des Stromes zwiſchen Linz und Krems nicht viel unbedeutender. Freilich hatten wir großen Waſſerſtand und da iſt die Gefahr nicht halb ſo groß und das Ganze nicht ſo ſchaudererregend anzuſehen. Die vielen Felſenzacken, die bei niederem Waſſerſtande überall drohend hervorblicken, und durch die ſich der Schiffer mit großer Kunſtfertigkeit durchwinden muß, waren unſeren Augen verborgen. Wir glitten unbeſchädigt darüber, und nach ungefähr zwanzig Mi-

nuten hatten wir den ersten Fall im Rücken. Die beiden folgenden Fälle sind noch unbedeutender.

Auf der österreichisch-wallachischen Seite zieht sich längs dem Ufer eine sechs bis acht Stunden lange Straße, die oft von Mauerwerk unterstützt, oft auch den Felsen abgerungen ist. In der Mitte dieses Weges sieht man hoch oben in einer Felsenwand die berühmte Veteranische Höhle, eine der unbezwingbarsten Stellen an der Donau, die es gibt. Sie ist mit etwas Schanzwerk umgeben und ganz geeignet, die Durchfahrt auf dem Strome zu sperren. Sie soll so geräumig seyn, daß 500 Mann Platz darin haben. Schon zu Zeiten der Römer wurde sie als Vertheidigungspunkt der Donau benützt. Dritthalb Stunden abwärts von dieser Höhle sieht man die Trajans-Tafel, welche in den vorspringenden Felsen eingehauen ist.

Auf der türkisch-serbischen Seite erstrecken sich die Felsenmassen so nah und tief in den Strom, daß an den meisten Stellen nicht Raum für einen Fußweg ist. Hier war die berühmte Trajans-Straße. Man sieht weiter nichts mehr davon, als längs des Stromes, auf einer Strecke von vier bis fünf Meilen hin und wieder Löcher in die Felsen gehauen, worin starke Stämme eingelassen waren, auf denen einst Bretter lagen, welche die Straße gebildet haben sollen.

Um 11 Uhr Vormittags kamen wir zu Alt-Orsova an, der letzten Stadt Österreichs im Banater oder Wallachischen Militär-Gränzbezirke. Hier mußten wir den übrigen halben Tag bleiben.

Die Stadt nimmt sich ziemlich gut aus, sie hat hübsche, meistens neue Häuser. Besonders groß und schön ist jenes der Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Es gehört aber nicht zur Unterbringung der Reisenden, wie zu Drenkova. Hier, wie in Preßburg und Pesth, muß der Reisende abermals die Kosten des Nachtquatiers zahlen; eine Einrichtung, die ich etwas sonderbar finde, da auf diese Art der Reisende doppelt zahlt,

nähmlich für seinen Platz auf dem Schiffe und für jenen im Gasthofe.

Es war gerade Sonntag, als wir ankamen, und ich sah viele Leute in die Kirche gehen. Die Bauern sind ziemlich gut und nett gekleidet. Männer und Weiber tragen lange, blautuchene Röcke. Die Weiber haben um die Köpfe große, weiße, leinene Tücher geschlagen, die rückwärts lang hinabhängen und an den Füßen derbe Stiefel; die Männer runde Filzhüte und Sandalen von Baumrinde.

29. März 1842.

Nachdem wir uns in dem guten Gasthofe zum „goldenen Hirschen" vollkommen erholt hatten, bestiegen wir heute Morgen abermals eine neue Barke, „den Saturnus," der nur oben gedeckt und von allen Seiten offen ist.

Sobald man diese Barke betritt, ist man schon für unrein, d. h. für halb verpestet angesehen, und darf nicht mehr an das Land, ohne Quarantaine zu halten; auch begleitete uns ein Guardin bis Gallatz.

Gleich unterhalb Alt-Orsova verläßt man Österreichs Grund und Boden gänzlich.

Nach einer halben Stunde kommt man an der Festung Neu-Orsova vorüber, welche auf einer Insel liegt, und eher den Nahmen einer Ruine verdient. Gegenüber liegt das Fort Elisabetha, bestehend aus einem Thurme und mehrerem Mauerwerk, das sich längs des Berges hinanzieht. Dieses Fort liegt an einem der herrlichsten Punkte der Donau.

Nun nähert man sich immer mehr und mehr der gefährlichsten Stelle dieses Stromes, dem eisernen Thore, von den Türken Demir kaju genannt. — Wohl eine halbe Stunde vorher verkündet schon das Rauschen des Wassers den gefürchteten Ort. Viele Felsenriffe durchziehen den Strom und bilden eine Menge Wirbel. Diese gefährliche Strecke legten wir

in fünfzehn Minuten zurück. Der große Wasserstand half uns eben so glücklich über das eiserne Thor, wie über die vorhergehenden Fälle.

Ich fand diese Fälle tief unter meiner Erwartung und so beinahe Alles, lange nicht den oft so poetisch schönen Beschreibungen entsprechend. Ich schildere Alles, wie ich es finde, wie es meinen Augen erschien, ungeschmückt, aber wahr.

Am Ende des eisernen Thores kömmt man an einem Dorfe vorüber, in dessen Nähe bei niederem Wasserstande einige Pfeiler der Trajans-Brücke zu sehen sind.

Die Gegend fängt an flacher zu werden, besonders am linken Ufer, wo sich die ungeheuere Ebene der Wallachei ausbreitet, und dem Auge nirgends ein Anhaltspunkt geboten wird. Rechts ziehen sich mehrere Staffagen von Hügeln und Bergen hin, deren Hintergrund die feingeformten Linien des Balkan, der durch den Übergang der Russen im Jahre 1829 berühmt ist, schließen. Die Dörfer, deren man höchst selten einige an den Ufern sieht, werden immer erbärmlicher. Sie gleichen mehr Ställen für Vieh, als menschlichen Wohnungen. Das Vieh kampirt im Freien, obwohl das Klima nicht viel milder seyn mag, wie bei uns in Österreich, denn heute so nahe am April, hatten wir einen Grad Kälte und gestern fünf Grad Wärme nach Reaumur.

Merkwürdig ist es auch, auf welche schnelle und einfache Art das Vieh in diesen Gegenden frei von der Pest erklärt wird. Wenn die Thiere von einem unreinen Orte zu Schiffe in die Nähe eines gesunden kommen, so muß das Schiff ungefähr vierzig bis fünfzig Schritte vom Ufer halten, dann wird jedes Stück in das Wasser geworfen und an das Ufer getrieben, wo schon Leute harren, sie zu empfangen. Nach dieser einfachen Operation sind sie vom Peststoffe befreit.

Der Viehstand scheint in diesen Gegenden sehr bedeutend zu seyn. Überall sieht man große Heerden Hornvieh, darunter

sehr viele Büffel. Eben so sieht man ganze Schaaren Ziegen und Schafe.

Auf dem „Saturnus“ fuhren wir höchstens zwei Stunden und bestiegen sodann gegenüber der Festung Fetislav das Dampfschiff „Zriny.“

Um 5 Uhr Abends kamen wir an der Festung Widdin vorüber, und hielten gegenüber in der Nähe des Ortes Callafat. Hier sollten nur Waaren abgeladen und gleich wieder weiter gefahren werden, allein der Agent war nirgends zu finden, und so mußten wir Reisende das Opfer dieser Fahrläßigkeit seyn, und hier über Nacht vor Anker bleiben.

30. März 1842.

Noch immer war der Agent nicht zum Vorschein gekommen, und es blieb dem Kapitän nichts anders übrig, als den Oberkellner als Wache bei den Waaren zurückzulassen. Um halb sieben Uhr früh wurde die Maschine endlich in Bewegung gesetzt, und nach einer schönen angenehmen Fahrt von sechs Stunden erreichten wir Nicopolis.

Alle türkischen Festungen liegen am rechten Ufer meistens in schönen Gegenden. Die größern Städte und Ortschaften sind umgeben von Gärten und Bäumen, welche ihnen ein gar freundliches Ansehen gewähren. Das Innere derselben soll freilich dem Äußern nicht entsprechen. Schmutzige, wirklich enge Gassen, baufällige Häuser u. dergl. sollen dem Fremdling überall störend entgegen treten. Wir landeten an keiner der Festungen und Städte, für uns war das rechtseitige Ufer das verbotene Paradies, und somit blieb uns das Schöne schön, die Enttäuschung ward uns nicht zu Theil.

Ziemlich spät warfen wir Anker in der Nähe eines unbedeutenden Ortes.

31. März 1842.

Früh Morgens wurde abgefahren und so kamen wir um acht Uhr schon nach Giurgewo.

Diese Stadt liegt am linken Ufer, der Festung Rustschuk gegenüber. Sie zählt 16,000 Einwohner und ist ein Hauptstapelplatz der Wallachei. Wir mußten bis 4 Uhr Nachmittag hier verweilen, denn es wurden über sechshundert Zentner Waaren nebst acht Wagen abgeladen, und Steinkohlen dagegen eingenommen, und hatten daher Muße, das Innere dieser wallachischen Stadt in Augenschein zu nehmen.

Doch wie wurden meine Reisegefährten von der Häßlichkeit dieser von Außen so viel versprechenden Stadt unangenehm überrascht! Auf mich machte sie nicht halb den Eindruck, weil ich dergleichen noch von Gallizien her im Gedächtnisse hatte. Die Gässen und Plätze sind voll Gruben und Löcher, die Häuser ohne den geringsten Geschmack, ohne Symmetrie aufgeführt; das eine stand in die halbe Gasse hinein, das andere wieder ganz zurück u. s. w. An einigen Orten zogen sich an beiden Seiten hölzerne Buden mit den gemeinsten Lebensmitteln oder sonstigen Bedürfnissen versehen hin, und dieß nannte man den Bazar. — Die Neugierde zog uns in ein Wein- und in ein Kaffeehaus. In beiden fanden wir nichts, als hölzerne Tische und Bänke, beinahe keine Gäste, und diese wenigen der ärmsten Klasse angehörig. Gläser und Tassen werden den Gästen gereicht, ohne sie vorher auszuspülen.

Wir kauften Eyer und Butter und gingen in ein Bürgerhaus, um uns ein Gericht nach deutscher Art zuzurichten. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch die innere Beschaffenheit eines solchen Hauses. Der Boden des Zimmers war nicht gediehlt, die Fenster nur zur Hälfte mit Glas, der andere Theil entweder mit Papier oder feiner Blase überklebt. Übrigens war alles nett und einfach eingerichtet. Ja sogar ein recht bequemer, guter Divan fehlte nicht. Um 4 Uhr verließen wir diese Stadt.

Nun wird die Donau nur auf kurze Strecken breit. Sie ist mit Inseln wie besäet, und deßhalb immer mehr getrennt als vereint.

In den Ortschaften sieht man schon griechische und türkische Trachten, jedoch sind die Frauen und Mädchen noch unverschleiert.

An der Festung Silistria kamen wir leider sehr spät vorüber, und konnten sie nicht mehr sehen. Unweit davon blieben wir am linken Ufer über Nacht.

Den 1. April 1842

kamen wir zeitlich an Hirsova vorüber, und um 2 Uhr hielten wir bei Braila, einer Festung, welche die Russen seit dem Jahre 1828 im Besitze haben. Hier wollte man die Reisenden nicht an das Land steigen lassen, weil man sie für verpestet hielt, allein unser Guardian trat hervor und gab Zeugniß, daß weder am rechtseitigen Ufer gelandet, noch von dort Jemand aufgenommen worden sey; darauf durften die Ankömmlinge das feste Land betreten.

Um 4 Uhr lagen wir vor Gallatz, einer der bedeutendsten Handelsstädte mit 8000 Einwohnern und dem einzigen Hafen der Russen an der Donau. Hier sahen wir die ersten Kauffahrer, Segelschiffe und Barken aller Art, die aus dem schwarzen Meere kamen. Auch Möven, die Verkündiger des nahen Meeres, schwirrten über unsern Köpfen.

Es geht hier schon äußerst bunt und lebhaft zu, denn Gallatz ist der Sammelplatz von Kaufleuten und Reisenden aus zwei Welttheilen, aus Europa und Asien; es ist der Vereinigungspunkt von drei der größten Monarchien: Österreich, Rußland und der Türkei.

Nachdem der Guardian auch hier dieselben Versicherungen wiederholt hatte, wie zu Braila, durften wir das Schiff verlassen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den österreichischen Konsul, welcher zufälliger Weise an Bord kam, mich nach Übergabe meines Briefes sehr freundlich empfing, und für meine Unterkunft auf das gefälligste sorgte.

Die Stadt verspricht viel, aber man sieht ein eben so schmutziges, erbärmliches Nest, wie Giurgewo. Die meisten

Häuser sind von Holz oder Lehm, und mit Stroh gedeckt; nur jene der Konsuln und reichen Kaufleute sind von Stein. Die schönsten Gebäude sind die christliche Kirche und der moldauische Gasthof.

Obwohl Gallatz an der Donau liegt, so kommt den Einwohnern das Trinkwasser dennoch sehr theuer. Es gibt weder Brunnen in den Häusern, noch auf den Plätzen. Die Leute müssen sich alles Wasser von der Donau tragen und führen lassen, was eine bedeutende Beschwerde für die Armen, und eine ziemliche Ausgabe für die Wohlhabenden ist, da im Winter an den entfernteren Gegenden der Stadt für ein Fäßchen Wasser von zwei Eimer 10—12 kr. C. M. bezahlt werden muß. Man begegnet beständig an allen Orten und Ecken nichts als Wasserträgern und Wägelchen mit Wasserfässern. Schon öfter hatte man Versuche gemacht, nach diesem unentbehrlichen Elemente zu graben; es kam zwar zum Vorschein, aber leider ungenießbar, da es salzig schmeckte.

In Gallatz wird vier und zwanzig Stunden Halt gemacht, ein Aufenthalt, der eben nicht zu den angenehmsten gehört, da weder Stadt noch Umgebung etwas Sehenswerthes darbieten. Und dennoch werd' ich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit an diesen Tag denken. Der Herr Konsul Huber ist ein gebildeter und gefälliger Mann, der mir, da er selbst sehr viel gereist ist, manchen Rath und manche Verhaltungsregel mit auf die Reise gab. Die Ruhe, Ordnung und Bequemlichkeit, welche ich in seinem Hause fand, war nach einer Reihe so vieler Tage der Entbehrungen eben auch nicht zu verwerfen, und so fand ich hier Erholung für Geist und Körper.

2. April 1842.

Die Gegend um die Stadt ist so wenig einladend, daß ich gar keine Lust bekam, einen Spaziergang zu machen. Ich blieb also in der Stadt, und ging in den holperigen Gassen bergauf und bergab. Kaffeehäuser gibt es hier schon

eine Menge, wenn aber die Menschen nicht vor denselben säßen, Kaffee trinkend und Tabak rauchend, so würde man diesen schmutzigen Stuben schwerlich die Ehre anthun, sie für solche zu halten.

Auf dem Markte und an den Plätzen sieht man bedeutend weniger Frauen als Männer. Letztere tummeln sich überall umher, und besorgen zum Theil, gleich den Italienern, auch die Geschäfte des andern Geschlechtes. Man sieht ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen, darunter besonders viele Juden.

Der Bazar ist überhäuft mit Südfrüchten aller Art. Orangen und Citronen sind in solcher Menge vorhanden, wie bei uns das gemeinste Obst. Natürlich ist auch der Preis dafür sehr gering. Ganz besonders schön ist der Blumenkohl, der aus Kleinasien gebracht wird. Man findet viele Stücke darunter von der Größe eines Mannskopfes.

Abends mußte ich mich wieder nach dem Hafen begeben, um mich einzuschiffen.

Von dem Wirrwar, der hier herrscht, kann man sich keinen Begriff machen. Ein hölzernes Geländer macht die Scheidewand zwischen den Gesunden und Jenen, welche aus einem Lande der Pest kommen, oder in dasselbe gehen. Wer diese Gränze überschreitet, darf nicht mehr zurück. Soldaten, Offiziere, Beamten und Aufseher, Letztere mit Stöcken und Zangen bewaffnet, stehen am Eingange, um Jene, die sich mit Worten nicht abfertigen lassen, mit Gewalt zurück zu treiben. Die Lebensmittel oder sonstigen Effekten werden zum Theil hinüber geworfen, oder an die Gränze gestellt, dürfen aber nur dann erst berührt werden, wenn sich die Überbringer davon entfernt haben. Ein Herr auf der verpesteten Seite wollte Jemanden auf der andern einen Brief geben; augenblicklich riß man ihm selben aus der Hand und reichte ihn mittelst einer Zange hinüber. Und dabei ist beständig ein solcher Lärm und ein solches Geschrei, daß man sein eigenes

Wort kaum hört. Der Eine ruft: „Langen Sie mir mein Gepäck herüber,“ der Andere: „Ach, kommen Sie mir nicht in die Nähe! Rühren Sie mich ja nicht an!“ — — dazwischen schreien wieder die Aufseher: „Zurück! Zurück!“ u. s. w.

Mich unterhielt dieses Schauspiel recht sehr; es war eine ganz neue Scene, die mich aber bei meiner Rückkehr, wo ich unter den Gefangenen seyn werde, bald langweilen wird. Für jetzt wurde ich in der Fortsetzung meiner Reise nicht im Geringsten aufgehalten.

Im Ganzen kommt mir diese ängstliche Vorsicht doch gar zu übertrieben vor, besonders zu einer Zeit, wo in der Türkei weder die Pest noch sonst eine ansteckende Krankheit herrscht. Einer unserer Reisegefährten wurde schon den vorhergehenden Tag auf unser künftiges Schiff verbannt, weil er das Unglück hatte, an einen Guardian zu streifen, als er nach seinen Effekten sehen wollte.

Um 7 Uhr ertönt der Zapfenstreich, das Gitter wird geschlossen und — die Komödie hat ein Ende. Wir begaben uns nun auf das vierte und letzte Dampfschiff, auf den „Ferdinand.“ Im Ganzen werden von Wien bis Konstantinopel die Fahrzeuge sechsmal gewechselt, viermal die Dampfschiffe, und zweimal die Barken, was eben nicht zu den Annehmlichkeiten der Donaureise gehört.

Der „Ferdinand“ ist kein großes, aber ein starkes und bequem gebautes Schiff. Sogar die Kajüte des zweiten Platzes ist nett, und ein niedliches Öfchen verbreitet, da wir selten mehr als 6—8 Grad ober Null hatten, eine sehr wohlthuende Wärme. Eine besondere Abtheilung für Frauen ist leider auf dem zweiten Platze nicht vorhanden, jedoch wird wenigstens darauf gesehen, daß von dem dritten Platze Niemand auf den zweiten darf. An den Wänden laufen rings herum zwölf Schlafstellen, und vor denselben befinden sich gut gepolsterte breite Bänke.

3. April 1842.

Um 5 Uhr Morgens fuhren wir aus dem Hafen von Gallatz. Etwas später wurden uns Waschbecken und Handtücher gereicht — eine Sache, die man auf den früheren Schiffen gar nicht kannte. Für die Verpflegung, welche ziemlich gut ist, zahlt man des Tages 1 fl. 30 kr. C. M.

Gegen 10 Uhr gelangten wir an ein bessarabisches, sehr erbärmlich aussehendes Nest, Tschussu, wo eine Viertelstunde angelegt wurde, dann ging es unausgesetzt dem Meere zu.

Ich freute mich schon lange auf das Einlaufen in das schwarze Meer, und dachte mir die Donau in der Nähe dieser Stelle selbst einem Meere gleich. Wie es aber im Leben gewöhnlich geht — „große Erwartungen, kleine Erfolge" — so war es auch hier. Bei Gallatz ist die Donau sehr breit, aber eine geraume Strecke vor dem Ausflusse theilt sie sich in so viele Arme, daß eigentlich keiner majestätisch zu nennen ist.

Gegen 3 Uhr Nachmittags liefen wir endlich in's schwarze Meer ein.

Da stürmen nun von allen Seiten die Arme der Donau heran und drängen mit Ungestüm das Meer so weit zurück, daß man nur in großer Ferne einen grünen Streifen desselben entdeckt. Über eine Stunde fährt man noch auf dem gelben, lehmichten, stark bewegten Süßwasser, bis man endlich die Gränze überschreitet, und von den salzigen Meeresfluthen getragen wird. Äquinoctial-Stürme und Unwetter trieben zu unserem Unglücke ihr Unwesen noch so arg, daß ganze Ladungen des salzigen Elementes unser Verdeck überschütteten. Wir konnten uns kaum mehr auf dem Verdecke erhalten; und gelangten nur mit Hilfe einiger Matrosen in die Kajüte, wohin uns ohnedieß der Schall der Speiseglocke rief.

Einige der Reisenden, worunter auch ich gehörte, machten dießmal dem Koche wenig Ehre. Wir hatten noch nicht einige Löffel Suppe genossen, als uns das Seeübel so derb ergriff, daß wir nicht schnell genug vom Tische eilten konn-

ten. — Ich legte mich nieder, und war an diesem Tage nicht mehr im Stande, mich zu bewegen und mich auf das Verdeck hinauf zu schleppen, um dieß herrliche Schauspiel der Natur bewundern zu können. Die Wellen gingen oft so hoch, daß sie über der Heitzröhre zusammenschlugen und uns von Zeit zu Zeit durch diese Öffnung ganze Ladungen Wasser in die Kajüte sandten.

4. April 1842.

Der Sturm nahm von gestern auf heute bedeutend zu, so daß man sich in den Betten fest halten mußte, um nicht herausgeworfen zu werden. Einem der Reisenden geschah dieser Unfall, da er durch die großen Übligkeiten außer Stand war, sich fest anzuklammern.

Da ich mich schon etwas besser fühlte, versuchte ich aufzustehen, wurde aber in demselben Augenblicke mit solcher Gewalt an den gegenüberstehenden Tisch geschleudert, daß ich die Luft, einen abermaligen Versuch zu machen, auf lange verlor. — An Schlaf war in der Nacht gar nicht zu denken. Das schreckliche Geheul des Windes in den Masten und Tauwerken, das furchtbare Gekrache des Schiffes, das aus seinen Fugen zu gehen schien, das ewige Hin- und Herlegen desselben, das Rollen der schweren Ankerketten ober uns, das Rufen, Befehlen und Schreien des Kapitäns und der Matrosen — dieser vereinte, unaufhörliche Lärm gönnte uns keinen Augenblick Ruhe. Des Morgens schleppte ich mich, noch halb krank, mit Hülfe des Dieners hinauf auf das Verdeck in die Nähe des Steuermannes, um die wundervollste Scene der Natur, einen Seesturm, betrachten zu können.

Ich klammerte mich fest an, und trotzte kühn den Wellen, die hoch über das Schiff zusammenschlugen, und mich von allen Seiten benetzten, als wollten sie die Hitze meiner Krankheit kühlen. Dafür bekam ich auch den klaren, deutlichen Begriff eines Sturmes auf dem Meere; — ich sah die Wogen schäumend daher stürmen, sah das Schiff bald in den

Abgrund tauchen, bald wieder mit Blitzesschnelle auf den höchsten Wellengipfel sich erheben. Es war ein grauses, fürchterliches Bild, dessen Anblick mich so ergriff und beschäftigte, daß ich gänzlich auf mein Uebelbefinden vergaß.

Erst spät in der Nacht ließ der Sturm etwas nach, so daß wir nun einlaufen und Anker werfen konnten im Hafen von Varna, den wir schon zehn bis zwölf Stunden früher hätten erreichen sollen.

5. April 1842.

Heute Morgen konnte ich diese schöne Festung und Stadt, die die Russen im Jahre 1828 belagert und eingenommen haben, mit Muße betrachten. Wir blieben daselbst mehrere Stunden. Der obere Raum des Schiffes wurde hier dermaßen mit Geflügel aller Art beladen, daß der Raum für uns Reisende höchst beschränkt war. Dieser Artikel scheint von Türken und Franken in Konstantinopel sehr gesucht zu seyn, denn der Schiffskapitän versicherte mich, daß sie bei jedesmaliger Abfahrt von Varna mit dieser Waare voll geladen, nach Stambul führen.

6. April 1842.

Der schönste Anblick der Welt, auf welchen ich mich schon bei meiner Abreise freute, die Fahrt durch den Bosphorus, wurde mir durch die Nacht entzogen. Erst einige Tage später machte ich diesen Ausflug auf einer Kaik, einem äußerst leicht und schmal gebauten Kahne, und genoß da in vollen Zügen Ansichten und Bilder, die ich nicht vermögend bin zu schildern.

II. Ankunft in Konstantinopel.

Morgens 3 Uhr, als wir in den Hafen von Konstantinopel eingelaufen waren, lag, außer einigen Matrosen, Alles in tiefer Ruhe, und ich stand auf dem Verdecke, und harrte, und sah die Sonne im vollsten Glanze ihrer Pracht über die mit Recht bewunderte Kaiserstadt aufgehen.

Wir hatten Anker geworfen in der Nähe von Topona, und ausgebreitet vor meinen Blicken lag nun diese Stadt aller Städte auf mehreren Hügeln, deren jeder selbst wieder eine Stadt trägt, und doch sich passend und großartig dem Ganzen anschmiegt.

Die eigentliche Stadt Konstantinopel ist von Topana, Galata und Pera durch das sogenannte goldene Horn getrennt, und durch eine lange, breite, hölzerne Brücke in Verbindung gesetzt. Scutari und Bulgurlu erheben sich terrassenartig am asiatischen Ufer. Der herrlichste und großartigste Cypressenwald umgibt Scutari von Außen und Innen. Im Vordergrunde, auf der Höhe des Berges liegt die schöne und große Kaserne, welche 10,000 Mann faßt.

Die wundervollen Moscheen mit ihren fein gezeichneten Minareten, die Paläste und Harems, die Kioske und großen Kasernen, die Gärten, die Boskette und Waldungen von Cypressen, die vielfarbig angestrichenen Häuser, über welche oft wieder einzelne Cypressen ihre schlanken Gipfel erheben, und endlich der ungeheure Wald von Masten — dieß Alles bildet einen unbeschreiblich überraschenden Anblick.

Nun erst, als das rege Leben der Menschen begann, sowohl am Ufer als auf dem Meere, da langten meine Augen nicht aus. Eine Unzahl Kaik's bedeckte nach und nach das Meer und das goldene Horn, so weit der Blick reichte. Das bewegteste Leben am Ufer, von Menschen aller Nationen und Farben, vom weißen Europäer bis zum schwärzesten Äthio-

pier, das Gemisch der eigenthümlichsten, verschiedenartigsten Trachten, — alles dieß und noch viel mehr, hielt mich gebannt auf dem Verdecke. Die Stunden flohen gleich Augenblicken dahin, — für mich kam die Zeit der Ausschiffung viel zu früh, obwohl ich von früh 3 Uhr bis 8 Uhr stand, und nichts als schaute.

Alle Mühseligkeiten der Reise fand ich reich belohnt, ich war glücklich in dem Anblicke dieser wunderbaren, morgenländischen Bilder, und hätte nur gewünscht, ein Dichter zu seyn, um dieses Wundervolle, Herrliche schildern zu können.

Zu Topana an's Land zu steigen, und von Lohndienern und Hamaks (Lastträgern) umschwärmt zu werden, ist das Loos jedes Reisenden. Man ist weder Herr seines Willens, noch seiner Sachen. Der eine rühmt diesen Gasthof, der andere jenen *). Die Träger raufen und schlagen sich um die Effekten, die Zollaufseher kommen oft mit dem Stock dazwischen und machen Ordnung. Dann werden die Koffer visitirt, was jedoch mit einem Trinkgeld von zehn bis zwanzig Kreuzern bald abgethan ist.

Sehr wohl thut man, schon vor der Ausschiffung einen Gasthof zu bestimmen, in dem man absteigen will. Es gibt immer Reisende auf dem Schiffe, die entweder da heimisch, oder doch wenigstens recht gut bekannt sind; diese haben dann schon die Gefälligkeit, hierüber Rath zu ertheilen. Auf solche Art kann man den geldgierigen Lohndienern gleich den Abschied geben, und braucht nur dem Träger den Gasthof zu nennen.

Die Gasthöfe für die Franken (so heißen im Oriente alle Europäer) sind in Pera. Ich stieg bei der Witwe Madame Balbiani ab. Man ist bei dieser Frau in jeder Hinsicht trefflich aufgehoben. Reinliche Zimmer mit der schönen Aussicht

*) Sie bekommen von dem Wirthe 1 Thaler für jeden Reisenden, welchen sie ihm zuführen.

auf das Meer, gesunde, sehr gewählte und schmackhafte Kost, und schnelle gute Bedienung sind ja für Jedermann das Wünschenswertheste, und all dieß, nebst einem äußerst liebenswürdigen und gebildeten Benehmen der Hausfrau und ihrer Familie, findet man da vereint. Die gute Frau nahm sich meiner mit wahrer Theilnahme an, und ich kann wohl sagen, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, unter ihr Dach zu kommen, wäre es mir schlecht ergangen. Ich hatte zwar mehrere Empfehlungsbriefe — weil ich aber das Unglück hatte, weder mit großen Namen, noch in großem Pomp erscheinen zu können, so hielten es meine Landsleute nicht der Mühe werth, sich um mich zu bekümmern.

Ich schäme mich an ihrer Statt, dieß Bekenntniß ablegen zu müssen, doch nicht nur, was ich auf dieser Reise Alles sah, sondern auch was mir auf selber zustieß, zeichne ich genau auf, und da gehört denn dieß doch gewiß auch dazu. Um so inniger rührte mich das herzliche Benehmen dieser fremden Menschen, die ohne Empfehlung, ohne Landsmannschaft sich der hilflos einzeln stehenden Frau so bieder annahmen. Mit wahrer Freude spreche ich bei jeder Gelegenheit meinen innigen Dank aus für alle freundlichen Stunden, die mir in diesem Kreise zu Theil wurden.

Von Wien bis Konstantinopel sind 1320 Seemeilen.

III. Aufenthalt in Konstantinopel.

Die tanzenden Derwische.

Es war gerade an einem Dinstage, als ich Konstantinopel betrat. Ich erkundigte mich sogleich, was es Sehenswerthes gäbe, und man rieth mir, die tanzenden Derwische zu besuchen, die an diesem Tage in Pera ihre Andachts-Übungen hatten.

Bei der Moschee um eine Stunde zu früh angekommen, verfügte ich mich indessen in den anstoßenden Garten, der als Sammelplatz für die türkische Frauenwelt bestimmt ist. Mehrere hundert Damen waren hier in den verschiedenartigsten Gruppen auf dem Wasen gelagert, umgeben von ihren Kindern und deren Wärterinnen, die sämmtlich Neger-Sklavinnen sind. Mehrere dieser türkischen Frauen rauchten mit wahrer Götterlust eine Pfeife Tabak, und schlürften ein Schälchen schwarzen Kaffee dazu. An einer und derselben Pfeife rauchten oft zwei, drei Freundinnen, sie geht von Mund zu Munde. Sie scheinen auch gerne zu naschen, denn die Meisten waren mit Rosinen, Feigen, gebrannten Haselnüssen, Bäckereien u. dgl. reichlich versehen, und aßen trotz den Kleinen. Ihre Sklavinnen scheinen sie sehr gut zu halten, sie sind gut gekleidet, sitzen mitten unter ihnen und essen ebenfalls tapfer mit. Nur die Farbe des Gesichtes unterschied Frau und Dienerin.

Auch in der Folge meiner Reise bemerkte ich mit Vergnügen, daß das Loos des Sklaven im Hause eines Muselmannes bei weitem nicht so drückend ist, als wir glauben. Von lebhaften Gesprächen sind die türkischen Frauen keine großen Freundinnen, aber dennoch ging es immer noch lauter zu, als bei Versammlungen der Männer, die wortkarg im Kaffeehause sitzen, und halb verschlafen, die Pfeife im Munde, einem Mährchenerzähler gedankenlos zuhören.

Dieser Garten gleicht einem Friedhofe. Überall blicken Grabes-Monumente unter Cypressen hervor, an und um welche die Frauen gelagert waren, und mit fröhlicher Miene plauderten und scherzten. Und eben so plötzlich stand manche unter ihnen auf und breitete neben ihren Gefährtinnen einen Shawl oder Teppich aus, um ihre Andacht zu verrichten.

Alle waren entschleiert, weil kein Mann anwesend sein durfte. Ich fand viele hübsche Gesichter unter ihnen, allein von großer seltener Schönheit sah ich nichts. Lebhafte, große

Augen, blasse Wangen, breite Gesichter, viel Korpulenz. und die Dame ist gezeichnet. Die Blattern müssen in diesen Gegenden noch ziemlich heimisch seyn, denn viele trugen die Narben derselben an sich. Ihr Anzug war auch nicht sehr malerisch. Wenn sie ausgehen, sind sie ganz eingehüllt in ein Oberkleid, meistens von dunklem Merino. Im Harem, oder auch an einem solchen Orte, der den Männern verschlossen bleibt, legen sie dieß Oberkleid und das weiße Tuch, in welches Kopf und Gesicht gehüllt sind, ab. Ihr eigentlicher Anzug besteht aus sehr weiten Beinkleidern, die unter dem Knöchel zusammengezogen sind, einem Hemde mit langen, weiten Ärmeln, und einer breiten Binde um die Mitte, über welche Einige einen Kaftan, andere nur eine Art Spenser, meist Alles von Seide, anhatten. Feine Stiefeletten, darüber Pantoffeln von gelbem Saffian, haben sie an den Füßen, und den Kopf bedeckt ein kleiner Feß, unter welchem die Haare in lauter dünnen Flechten über die Schulter fallen. Jene Türken oder Türkinnen, die von Mohammed abstammen, tragen entweder ein grünes Oberkleid, oder einen grünen Turban. Diese Farbe ist ihnen so heilig, daß sie fast von Niemanden getragen werden darf. Selbst den Franken ist es zu rathen, diese Farbe an Kleidern zu meiden, wenn sie sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen wollen.

Nachdem ich über eine Stunde Zeit hatte, Alles zu betrachten und zu beobachten, entstand plötzlich ein Lärm im Vorhofe, und eine Bewegung unter den Frauen. Ich schloß daraus, daß es Zeit sey, in den Tempel zu gehen, und begab mich zu meiner Gesellschaft. Ich fand im Vorhofe ein großes Gedränge, denn der Sultan wurde erwartet. Nun sollte mir gleich am ersten Tage meiner Ankunft dieses Glück zu Theil werden. Ohne große Bemühung ließ man mich als Fremde in die ersten Reihen — eine Gutmüthigkeit und Artigkeit der Türken, die manchem Franken zu empfehlen wäre. Und doppelt ist diese Eigenschaft an diesem Volke zu rühmen, da es

für mein Geschlecht keine Achtung hat, und uns armen Wesen seiner Meinung nach, sogar die Seele abspricht.

Kaum stand ich einige Augenblicke, als der Sultan zu Pferde, von seinem Hofstaate umgeben, erschien. Nur er ritt in den Vorhof, die übrigen stiegen außer demselben ab und betraten ihn zu Fuß. Das Pferd, worauf er saß, war von einer ausgezeichneten Schönheit, wie man mir sagte, ein ächter Araber. Es war mit einer, reich in Gold gestickten Decke geziert; die Steigbügel hatten die Form von Schuhen, waren von Gold und von feinster getriebener Arbeit.

Der Sultan ist ein schmächtiges aufgeschossenes Herrchen von neunzehn Jahren, blaß, matt und abgelebt. Seine Züge sind hübsch, seine Augen schön. Wenn er sich nicht zu frühzeitig allen Genüssen der Sinne hingegeben hätte, so wäre ohne Zweifel ein stattlicher Mann aus ihm geworden. Ein langer, dunkelblauer Tuchkragen, vorn mit einer Brillantschließe zusammengehalten, umgab seinen Körper. Ein hoher Feß mit einem Reiher und einer Brillantagraffe schmückten das Haupt. Die Begrüßung des Volkes und der Dank des Sultans ist gerade wie bei uns, nur erhebt das Volk manchmal ein leises Freudengeschrei.

Nachdem der Sultan den Tempel betreten hatte, stürmte Alles hinein. Die Frauen sitzen auf Gallerien, die aber so dicht vergittert sind, daß man sie gar nicht sieht. Die Männer und die Franken, Letztere ohne Unterschied des Geschlechtes, sitzen und stehen unten im Tempel. Der Tempel oder besser gesagt Saal ist nicht groß, und die Zuseher sind von den Priestern durch ein niederes Geländer getrennt.

Um 2 Uhr erschienen die Derwische in langen, bis an die Ferse reichenden Weiberröcken mit unzähligen Falten. Auf dem Kopfe tragen sie hohe zugespitzte Hüte von weißem Filz. Sie breiteten Teppiche und Thierfelle aus, und begannen ihre Ceremonien mit einer Unzahl von Verbeugungen und Küssen des Bodens. Endlich erscholl die Musik, die aber so unter aller

Kritik war, daß ich noch in meinem Leben nichts Erbärmlicheres gehört habe. Eine Kindertrommel, eine Hirtenpfeife und eine jämmerliche Geige waren die Instrumente. Dazu fingen mehrere Stimmen an zu krächzen und zu schnarren, Alles ohne Takt und Melodie.

Zwölf Derwische begannen nun ihren Tanz, wenn man ein Drehen im Kreise mit ausgestreckten Armen, wobei ihr faltenreiches Kleid ein schönes Rad bildet, so nennen darf. Sehr geschickt wissen sie einander auszuweichen, ohne sich zu berühren, da doch der Raum sehr beschränkt ist. Von Verzuckungen oder andern Zuständen, wie ich in mehreren Beschreibungen las, habe ich nichts bemerkt.

Die Ceremonie endete um 4 Uhr, der Sultan stieg nun wieder zu Pferde, und begab sich mit seinem Gefolge und den Verschnittenen hinweg. Im Laufe dieses Tages sah ich ihn nochmals, als er von dem Besuche der medizinischen Fakultät zurückkehrte. Es ist überhaupt sehr leicht den Sultan zu sehen, nämlich oft an Dinstagen, aber gewiß an jedem Freitage, dem Feiertage der Türken.

Imposanter ist der Zug des jungen Herrschers, wenn er sich zu Schiffe begibt, um eine Moschee zu besuchen, welches gewöhnlich an jedem Freitage, als dem türkischen Feiertage, geschieht. Zwei Stunden vor seinem Auszuge erfährt man erst, in welche Moschee er Willens ist, sich zu begeben. Mittags zwölf Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Zu diesem Zwecke sind zwei wunderschöne Barken in Bereitschaft; sie sind weiß angestrichen, und mit Schnitzwerk und Vergoldung überladen. Auf jedem dieser Fahrzeuge befindet sich ein schöner Baldachin von schwerem, dunkelrothem Sammt mit Goldborden und Tressen reich geziert. Der Boden ist mit den geschmackvollsten Teppichen ausgelegt. Die Ruderer sind kräftige, schöne Jünglinge, deren Anzug in einem Hemde, Hosen und Jacke von weißem Seidenzeuge besteht; ein Feß deckt den Kopf. — An jeder Seite des Schiffes sind vierzehn Ruderer, unter deren angestrengter Arbeit das Schiff über Wog und Welle

gleich einem Delphin dahinschießt. Gar schön macht sich die ganz gleichförmige Bewegung der Matrosen. Auf einen Schlag fallen alle Ruder in das Wasser, zugleich erheben sie selbe wieder, und fallen auf ihre Sitze zurück.

Eine Menge eleganter Barken und Kaiks folgen dem Zuge. Die Flaggen der türkischen Flotte und Schiffe sind aufgezogen, und mit ein und zwanzig Kanonenschüssen wird der Sultan begrüßt. Er verweilt nicht lange in der Moschee, und besucht dann gewöhnlich noch eine Kaserne oder sonst eine öffentliche Anstalt. Fährt der Monarch zu Wasser hin, so kehrt er zu Wasser zurück, und so umgekehrt.

Die beliebtesten Spaziergänge in Pera sind der große und kleine Campo, richtiger gesagt: Friedhöfe in Cypressenhainen. Dieß ist eine eigenthümliche Gewohnheit der Türken, daß alle ihre Feste, Spaziergänge, Unterhaltungen und Wohnungen in Mitte der Grabesstätten sind. Nicht leicht wird man dieß bei einer andern Nation finden. Überall, in Konstantinopel, Pera, Galata u. s. w., kann man kaum einige Schritte gehen, ohne auf einzelne oder mehrere Gräber zu stoßen, die mit Cypressen umgeben sind. Hier wandelt man beständig zwischen Todten und Lebendigen, eine Sache, an welche man sich in den ersten vier und zwanzig Stunden gewöhnt. Ich ging in der Nacht mit derselben Ruhe und Gleichgiltigkeit an den Gräbern vorüber, wie an den Häusern. Von der Ferne verleihen diese zahlreichen Cypressenhaine den Städten einen eigenthümlichen, feenartigen Zauber, den man mit nichts vergleichen kann. Man sieht nur überall Bäume hervorragen, die Monumente sind dem Blicke verborgen.

Weniger schnell konnte ich mich an die vielen herrenlosen Hunde gewöhnen, die in allen Ecken, auf Plätzen und Straßen den Fremden entgegentreten. Sie sind von einer auffallend häßlichen Race, dem Schakal ganz ähnlich. Bei Tage machen sie zwar wenig Ungelegenheit; sie sind zufrieden, wenn

man sie ruhig in der Sonne liegen oder ihre Beute verzehren läßt. Bei Nacht geht es freilich nicht so gelassen her. Sie bellen und lärmen beständig, sowohl unter sich, als gegen den Menschen, packen aber Niemanden an, besondes wenn man einen Diener bei sich hat, der mit einem Stocke und einer Laterne versehen ist. Unter sich haben sie oft Händel und Raufereien, wobei es manchmal sogar Todte gibt. Sie leiden durchaus nicht, daß ein fremder Hund ihr Gebiet, nämlich die Gasse oder den Platz betrete, den sie inne haben. Über einen solchen Fremdling fallen alle her, und verfolgen ihn, bis er den Platz räumt, oder todt liegen bleibt. Darum sieht man höchst selten, daß Jemand einen Haushund mit sich nimmt, man müßte das Thier beständig tragen, und dessen ohngeachtet würden diese ungebetenen Gäste nachlaufen und immerwährend bellen und heulen. — Die Hundskrankheit, die Wuth, kennt und fürchtet man bei diesen herumirrenden Thieren nicht, obwohl Niemand für ihre Nahrung sorgt. Sie nähren sich von den eckelhaftesten Excrementen, die sie im Überflusse auf allen Straßen finden, da jeder Unrath aus den Häusern hinausgeworfen und hinausgeschüttet wird. Vor einigen Jahren wollte man sie aus Konstantinopel verbannen, und gab sie auf zwei unbewohnte Inseln im Meere von Marmora, und zwar die Männchen auf die eine, die Weibchen auf die andere. Allein der Unrath nahm nun in der Stadt dermaßen überhand, daß man sie gerne wieder zurückberief.

Die Stadt ist nicht beleuchtet. Jedermann, der Nachts ausgeht, muß eine Laterne mit sich tragen. Wird er von der herumstreifenden Wache ohne diese ertappt, so muß er ohne Gnade und Barmherzigkeit auf's nächste Wachhaus wandern, und die Nacht dort zubringen. Die Stadttheile werden nach Sonnenuntergang geschlossen.

So sehr ich von der himmlischen Lage Konstantinopels entzückt war, in eben dem Grade mißfiel mir das Innere.

Der Schmutz und Gestank, den man überall trifft, die engen, häßlichen Gassen, das ewige Bergauf- und Bergabsteigen auf den schlechtesten Wegen verleidet nur zu schnell den Aufenthalt in dieser Stadt. Und alles dieses wird noch durch die beständige Angst vor Feuersgefahr überboten.

In jedem Hause sind große Koffer und Körbe bereit, damit man, wenn irgendwo Feuer ausbricht, seine Habseligkeiten schnell hineinwerfen und fortschaffen kann. Zu diesem Zwecke macht man mit zwei oder drei Türken einen Vertrag, zahlt ihnen alle Monat eine Kleinigkeit, und dafür müssen sie zur Stunde der Noth erscheinen, um die gepackten Kisten und Koffer an sichere Orte zu schaffen und überall helfend zur Hand zu sein. Auf die Ehrlichkeit der Türken kann man sicherer bauen, als auf die der Christen und Griechen. Höchst selten soll ein Beispiel vorkommen, daß der Türke von dem ihm anvertrauten Gute Etwas entwendet. Die ersten Nächte erschrack ich vor jedem Lärm, besonders wenn der Wächter durch die Straße zog und mit dem Stocke auf die Steine stieß. Im Falle einer Feuersgefahr schlägt er an jedes Hausthor und schreit: „Feuer! Feuer!“ — Gott sei Lob und Dank! ich erlebte keines.

Scutari.

Ich wählte zu dem Ausfluge nach diesem berühmten Begräbnißorte der Türken einen Freitag, um zugleich die schreienden Derwische besuchen zu können.

Auf einem leichten Kaik *) durchschnitt ich, in Gesellschaft eines französischen Arztes, den Bosphor. Wir fuhren an dem, einige hundert Schritte von der Küste Asiens im

*) Fahrzeuge, die außerordentlich leicht gebaut sind und sehr gerne umschlagen, weßhalb man wie eine Statue darin sitzen muß; bei der leisesten Bewegung des Körpers, ja nur des Kopfes oder Armes, wird man von dem Fährmanne schon zurecht gewiesen.

Meere stehenden, so viel besungenen Leander-Thurm vorüber und gelangten sehr bald an unser Ziel.

Ein eigenes Gefühl ergriff mich, als ich zum ersten Male in meinem Leben einen andern Welttheil betrat. Es war mir, als ob ich jetzt erst getrennt — unendlich weit von meiner Heimath wäre. Später, als ich an Afrika's Küste landete, machte es nicht halb so viel Eindruck mehr auf mich.

Nun stand ich also in dem Welttheile, aus dem der Mensch seinen Ursprung herleitet, in dem er hoch gestiegen und auch wieder so tief gefallen, daß ihn Gott in seinem gerechten Zorne bald für immer vertilgt hätte. Und hier in Asien war es wieder, wo Gottes Sohn erschien, um den gefallenen Menschen die Palme der Rettung zu reichen. Mein lang genährter, heißer Wunsch, diesen merkwürdigsten der Welttheile zu betreten, war nun erfüllt, und unter Gottes Hilfe hoffe ich mit froher Zuversicht auch jene Stellen zu erreichen, von welchen das wahre Licht der Menschheit ausging! —

Scutari ist der Ort, nach dem der Muselmann mit dem Verlangen sieht, dort einst begraben zu werden. Kein anderer Glaubensgenosse darf da unter ihnen aufgenommen werden. Hier fühlen sie sich heimisch und ihres Propheten würdig. Es ist daher auch der großartigste Begräbnißort der Welt. Stunden lang kann man in diesem Cypressenwalde von Grab zu Grab wandeln, ohne das Ende zu erreichen.

Auf den Grabsteinen der Männer sind Turbane, auf jenen der Frauen und Kinder sind Blumen und Früchte ausgemeißelt, meistens eine erbärmliche Arbeit.

Die Hauptstraße und die Nebengassen sind in Scutari nicht eben, aber doch etwas besser gepflastert und nicht gar so enge, wie in Pera. — Ganz besonders schön nimmt sich die große Kaserne auf der Spitze im Vordergrunde aus, mit der wundervollen Aussicht nach dem Meere von Marmora und nach dem einzig schönen Bosphorus. Sie soll 10,000 Mann fassen.

Die ſchreienden Derwiſche.

Um 2 Uhr betraten wir den Tempel, ein elendes hölzernes Haus. An der Andachtsübung kann jeder Muſelmann Theil nehmen, er darf ſich nicht erſt zur Würde eines Derwiſches emporgeſchwungen haben. Ja Kinder von acht bis zehn Jahren reihten ſich ſchon außerhalb des Kreiſes der Männer an, um ſich bei Zeiten zu dieſen Übungen geſchickt zu machen.

Der Anfang dieſer Ceremonie iſt eben ſo, wie bei den tanzenden Derwiſchen; ſie haben Teppiche oder Thierfelle vor ſich ausgebreitet und beginnen mit Bücklingen und Bodenküſſen, dann ſtehen ſie auf, und bilden mit den Laien gemiſcht, einen Kreis, worauf der Vorbether mit gellender Stimme die Gebete aus dem Koran vorſchreit, und nach und nach die im Kreiſe Stehenden einfallen und mitſchreien. In der erſten Stunde geht es noch etwas gelaſſen her, ſie ſetzen öfters aus, um ihre Kraft nicht zu erſchöpfen, die erſt gegen das Ende im höchſten Anſpruch genommen wird. Dann aber erſcheint das Gräßlichſte, was man nur ſehen kann. Sie ſuchen einander im Schreien und Heulen zu übertreffen, und machen dabei alle nur denkbaren Bewegungen und Grimaſſen mit dem Körper, Kopf und Geſicht. Dieſes Gebrüll, wie von wilden Thieren, dieſe gräßlichen Verzuckungen und Verzerrungen machen dieſe Andachtsübung zu einem ſchaudererregenden Schauſpiele.

Sie ſtoßen mit den Füßen in den Boden, werfen den Kopf mit Blitzesſchnelle vor- und rückwärts, und geberden ſich gewiß ärger, als einſt die vom Teufel Beſeſſenen. Während dieſer Übung legen ſie die Kopfbedeckung, ſo wie auch nach und nach alle Kleidungsſtücke, bis auf das Beinkleid und Hemd ab. Die beiden Oberprieſter, welche im Kreiſe ſtehen, empfangen ein Stück nach dem andern, küſſen es, und legen Alles zuſammen an einen Ort. Die Prieſter geben mit den Händen den Takt, der nach der Entkleidung in ein im-

mer schnelleres Tempo übergeht. Allen läuft der Angstschweiß in schweren Tropfen vom Gesichte, Einigen kommt sogar Schaum aus dem Munde. Am Ende ist das Gebrüll und Geheul so fürchterlich, daß es Ohren und Sinne betäubt.

Einer dieser Wahnsinnigen stürzte leblos zu Boden. Die Oberpriester und einige aus dem Kreise eilten auf ihn zu, streckten seinen Körper aus, legten Füße und Hände kreuzweis über einander und bedeckten ihn mit einem Tuche.

Der Herr Doktor und ich erschracken sehr, weil wir dachten, er sei vom Schlage getroffen. Doch freudig wurden wir überrascht, als er nach sechs bis acht Minuten plötzlich das Tuch von sich warf, aufsprang, und sich neuerdings in den Kreis stellte, um mitzuwüthen.

Um 3 Uhr war alles geendet. Ich würde keinem nervenschwachen Menschen rathen, dieß Schauspiel anzusehen, er könnte es nicht aushalten. Ich dachte nicht unter vernünftigen Menschen, sondern unter lauter Rasenden und Besessenen zu seyn. Lange konnte ich nicht zu mir selber kommen und begreifen, daß der Wahnsinn des Menschen so weit gehen könne. Man sagt, daß sie vor dieser Übung Opium genössen, um sich recht zu exaltiren??! —

Der Achmaidon.

Der Achmaidon (Pfeilplatz) verdient, wenn man in der Zeit des Aufenthaltes nicht gar zu beschränkt ist, der schönen Aussicht wegen besucht zu werden. Dieß ist auch der Ort, den der Sultan manchmal mit seiner Gegenwart beehrt, um sich im Pfeilschießen zu üben.

Auf einem leeren Platze ist eine einfache, gemauerte Tribune errichtet, von welcher aus er Pfeile ohne Ziel und Sinn in die Weite schießt. Wo der Pfeil niederfällt, wird zur Verewigung dieser ausgezeichneten That eine Säule oder Pyramide gesetzt. Man sieht deßhalb auf diesem Platze nichts, als eine Menge solcher in höchster Unordnung dastehender

meiſt ſchon verwitterter Monumente. — Unweit von dieſem Orte iſt ein kaiſerl. Kiosk ſammt Garten. Beide verſprechen, von außen betrachtet, viel, und heißen, im Innern beſehen, gar nichts.

Der Thurm in Galata.

Wer die reizende Lage von Konſtantinopel im vollen Maße genießen will, beſteige den Thurm in Galata nächſt Pera, oder den Serasker in Konſtantinopel. Erſterer verdient, nach meiner Meinung, den Vorzug. In dieſem Thurme befindet ſich ein Saal mit zwölf Fenſtern in der Rundung, und von dieſen Fenſtern aus erblickt man Bilder, welche die kühnſte Einbildungskraft nicht ſchöner zu ſchaffen vermag.

Zwei Welttheile liegen vor uns an zwei Meeren ausgebreitet, die der Bosphorus verbindet. Die herrlichen Hügel mit ihren Städten und Dörfern, die Menge von Palläſten, Gärten, Kiosk's und Moſcheen; Chalcedon, die Prinzen-Inſeln, das goldene Horn, das ewige Leben auf dem Meere, die ungeheure Flotte nebſt den vielen Schiffen anderer Nationen, das Gewühl der Menſchen in Pera, Galata und Topana. — Alles dieß vereint, gewährt einen entzückenden Anblick. Die reichſte Fantaſie iſt nicht im Stande, ein ſolches Gemälde hervorzubringen, die geübteſte Feder unvermögend, eine Beſchreibung davon zu entwerfen. Dieſes herrliche Bild wird nie meinem Gedächtniſſe entſchwinden, wenn ich gleich nicht die Kraft beſitze, es zu ſchildern.

Oft und mit großem Vergnügen beſtieg ich dieſen Thurm, und ſtundenlang ſaß ich an den Fenſtern, Gott und der Menſchen Werke zu bewundern. Ermüdet und ermattet vom vielen Schauen, kehrte iſt ſtets in meine Wohnung zurück. Ich glaube behaupten zu können, daß kein Punkt in der Welt ein ähnliches Bild darbietet oder ſich mit ihm vergleichen kann. Wie ſehr hatte ich recht, dieſe Reiſe jeder andern vorzuziehen. Hier iſt eine andere Welt vor meinen Augen entfaltet. Alles

iſt anders: Natur, Kunſt, Menſchen, Sitten, Gebräuche und Lebensart. Hierher muß man kommen, wenn man etwas Anderes als das Alltägliche der europäiſchen Städte und ihrer Bewohner ſehen will.

Der Bazar.

In die eigentliche Stadt Konſtantinopel gelangt man auf einer großen, langen und breiten hölzernen Brücke, die über das goldene Horn führt. Die Stadt hat etwas beſſere Gaſſen und Pflaſterung, wie Pera. Reges Leben herrſcht nur auf und in den Bazaren und am Meeresgeſtade. In den übrigen Gaſſen iſt es ziemlich todt.

Der Bazar iſt von unendlichem Umfange, mit bunten, gedeckten, ſich durchkreuzenden Gaſſen, die das Licht von oben erhalten. Jeder Handelsartikel hat ſeine eigene Straße. In der einen ſitzen lauter Goldarbeiter, in der andern die Schuhmacher, hier ſieht man nichts als Seidenſtoffe, dort wieder ächte Shawls u. ſ. w.

Jeder Kaufmann hat einen kleinen, offenen Kramladen, vor welchem er ſitzt und die Vorübergehenden beſtändig zum Kaufen einladet. Wer etwas kaufen oder anſehen will, ſetzt ſich auch vorne auf die Bude. Die Kaufleute ſind ſehr gutmüthig und gefällig; willig entfalten und zeigen ſie ihre Schätze ſelbſt wenn ſie merken, daß man nicht im Sinne hat, Etwas zu kaufen. Ich ſtellte mir jedoch die Auswahl und Pracht der Waaren viel großartiger vor, als ich ſie fand; das kommt aber daher, weil man die wahren Schätze der Kunſt und Natur, als: ächte Shawls, Edelſteine, Perlen, koſtbare Waffen, Goldſtickereien u. ſ. w., nicht hier ſuchen darf; dieſe ſind in Wohnungen oder Magazinen der Eigenthümer hinter Schloß und Riegel wohl verwahrt. Dorthin muß man wandern, wenn man das Vorzüglichſte ſehen will.

Am zahlreichſten ſind die Gäſſen der Schuh- oder Pantoffelmacher. Da ſieht man eine Pracht und einen Reichthum,

den man sich nicht leicht vorstellen kann. Es gibt Pantoffeln, von denen das Paar 1000 Piaster *), ja wohl noch mehr, kostet. Sie sind mit Gold gestickt und mit Perlen und Edelsteinen geziert.

Auf dem Bazar ist beständig eine so große Lebhaftigkeit, daß man Mühe hat, sich durchzudrängen, obwohl der Mittelraum sehr breit ist, und man nur selten Reitenden oder Fahrenden auszuweichen braucht. Allein die Bazare und Bäder sind die Versammlungs- und Unterhaltungsorte der türkischen Frauenwelt. Unter dem Vorwande des Kaufens oder Badens schlendern sie oft halbe Tage herum, und unterhalten sich mit Plaudern, mit Liebesabenteuern oder mit Waarenansehen.

Die Moscheen.

Der Eintritt in die Moscheen ist ohne bedeutende Kosten sehr schwer zu erhalten. Man muß sich einen Ferman lösen, der auf 1000 bis 1200 Piaster zu stehen kommt. Gewöhnlich ist ein spekulirender Lohndiener so vernünftig, in den größeren Gasthöfen sich nach Reisenden zu erkundigen, die die Moscheen zu besuchen wünschen. Er läßt sich von jeder Person vier bis fünf Colonati **) bezahlen, verschafft sich den Ferman, und gewinnt oft bei diesem Geschäft vierzig bis fünfzig Gulden C. M. Die Gelegenheit, auf diese Art in die Moscheen zu kommen, bietet sich gewöhnlich einige Male im Laufe eines jeden Monats.

Auch ich hatte gedacht, Konstantinopel unmöglich verlassen zu können, ohne die vier Wunder-Moscheen Aja Sofia, Sultan Achmed, Osmanije und Soleimanije gesehen zu haben.

Ich war so glücklich, gegen eine ganz kleine Gabe hinein

*) Ein Piaster gilt in der Türkei 5 Kreuzer C. M.
**) Ein Colonato ist ein spanischer Thaler à 2 fl. C. M.

zu kommen, und heute noch würde es mich reuen, wenn ich fünf Colonati dafür gezahlt hätte.

Für einen Architekten mögen diese Moscheen recht interessant seyn, aber für profane Menschen, gleich mir, ist nicht viel Anziehendes daran. Die Schönheit besteht gewöhnlich allein in den kühnen Wölbungen der Kuppeln. Im Innern sind sie leer, nur einige große Luster mit sehr vielen, ganz einfachen Glaslampen sind hin und wieder angebracht. Die Marmorböden sind mit Strohmatten bedeckt. In der Sofia stehen einige Säulen, welche von Balbek und Ephesus hieher gebracht wurden, und in einer Nebenabtheilung sieht man mehrere Sarkophage.

Wenn man in die Moschee geht, muß man entweder die Schuhe ausziehen, oder Pantoffel darüber nehmen. Die Vorhöfe, in welche Jedermann gehen darf, sind sehr groß, mit Marmorplatten gepflastert, und äußerst rein gehalten. In der Mitte steht ein Brunnen, wo sich der Muselmann Hände, Füße und Gesicht wäscht, ehe er die Moschee betritt. Rings um die Moschee läuft meistens eine offene Vorhalle, auf Säulen gestützt. Herrliche Platanen und Ahornbäume verbreiten vor denselben den angenehmsten Schatten.

Die Moschee Sultan Achmeds auf dem Hippodrom, ist von sechs Minarets umgeben. Die andern haben oft nur zwei, drei, höchstens vier an den Seiten.

Eine schöne lobenswerthe Einrichtung sind die Garküchen für Bedürftige, die ganz nahe an den Moscheen errichtet sind. Hier wird der arme Muselmann mit einfachen Gerichten als: Reis, Bohnen, Gurken u. s. w. auf Kosten des Staates gespeist. Sehr wunderte es mich, an dergleichen Orten kein Gedränge zu finden. Eine eben so zweckmäßige Einrichtung sind, da die Religion jedes hitzige Getränk verbietet, die überall befindlichen Brunnen mit reinem, gutem Wasser. An vielen solchen Brunnen sind eigens Diener angestellt, die nichts anderes zu thun haben, als zehn oder zwölf

glänzend reine, messingne Trinkschalen stets mit diesem erfrischenden Nektar zu füllen, und jedem Vorübergehenden, er mag Türke oder Franke seyn, zu reichen. Bier- und Weinhallen findet man hier nicht. Wollte Gott, dieß wäre überall so. Wie mancher Teufel würde wenigstens kein armer seyn und wie viele blieben bei ihrer hellen Vernunft.

Unweit der Osmanije-Moschee ist der

Sklaven-Markt.

Ich betrat ihn mit Herzklopfen, und bedauerte schon im voraus diese armen Geschöpfe. Wie erfreut war ich daher, sie nicht halb so traurig und verwahrlost zu finden, wie wir Europäer uns gewöhnlich vorstellen. Überall sah ich freundlich lächelnde Gesichter, aus deren Grimassen und Bewegungen man deutlich schließen konnte, daß sie über jeden Fremden ihre Glossen und Bemerkungen machten.

In einem großen Hofe laufen ringsherum kleine Kammern, in welchen die Sklaven wohnen. Bei Tage können sie im Hofe herumspazieren, sich gegenseitig besuchen und schwätzen nach Belieben.

Auf so einem Markte sieht man natürlich alle Farben-Abstufungen, von Lichtbraun bis ins Rabenschwarze. Die Weißen und ausgezeichnet schönen Schwarzen sind nicht dem Auge jedes Fremden preisgegeben. Sie werden besonders in den Wohnungen der Seelenverkäufer verwahrt. Die Bekleidung dieser Leute ist höchst einfach. Entweder haben sie nur ein großes Tuch, in welches sie sich einhüllen, oder sonst ein Stück von einer einfachen Kleidung, das den Körper nothdürftig bedeckt, und selbst dieses müssen sie ablegen, wenn ein Käufer erscheint. So lange sie in den Händen der Mäckler sind, werden sie freilich nicht am besten gehalten, sie sehen daher auch mit wahrer Freude dem Augenblicke entgegen, wo ihnen das Loos einen Herrn bestimmt. Dann ist ihr Schicksal gewöhnlich erträglich. Sie nehmen immer die Religion ihrer Herrschaft

an, werden mit Arbeit nicht überhäuft, ſind gut gekleidet und genährt, und werden nicht mißhandelt. — Auch Europäer kaufen Sklaven, dürfen ſie aber nicht als ſolche betrachten und behandeln; von dem Augenblicke, als ein Sklave von einem Franken gekauft iſt, erhält er ſeine Freyheit. Sie bleiben aber gewöhnlich bei ihrem Kaufherrn.

Das alte Serail

iſt natürlich für uns Europäer ein höchſt anziehender Punkt. Mit der geſpannteſten Neugierde begab ich mich dahin, um — abermal wieder viel weniger zu ſehen und zu finden, als ich gehofft hatte. Das Ganze zwar iſt ungemein großartig; manche kleine Stadt wird nicht ſo viel Raum einnehmen, wie dieſer Ort: eine Menge von Häuſern und Gebäuden, Kiosk's und Sommerſitzen, Erſtere umgeben von Platanen und Cypreſſen, Letztere in Gärten und Bosketten halb verborgen, — aber alles ohne Symmetrie und Geſchmack. Ich ſah etwas vom Garten, betrat den erſten und zweiten Hof und blickte ſogar in den dritten. In den beiden letzteren Höfen zeichnen ſich die Gebäude beſonders durch viele Kuppeln aus. Ich ſah einige Zimmer und Säle, welche mit lauter europäiſchen Erzeugniſſen, mit Möbeln, Uhren, Spielkäſten, Vaſen u. ſ. w. überladen waren. Meine Erwartung war bald enttäuſcht! —

Der Ort, wo einſt die Köpfe der in Ungnade gefallenen Paſcha's aufgeſteckt wurden, befindet ſich im dritten Hofe, aber, Gott ſei Dank, abgehauene Köpfe ſieht man nicht mehr an den Pfählen ſtecken.

In den kaiſerlichen Harem war ich nicht ſo glücklich zu kommen, ich hatte zu wenig Verbindungen. Doch gelang es mir in der Folge meiner Reiſe, einige Harems beſuchen zu können.

Der Hippodrom.

Der schönste und größte Platz in Konstantinopel ist der Hippodrom. Er ist nach jenem in Cairo und Padua der größte, den ich sah. Zwei Obelisken von röthlichem Granit, mit Hieroglyphen überladen, sind die einzige Zierde dieses Platzes. Die ihn umgebenden Häuser sind, wie überall, von Holz und mit verschiedenen Ölfarben angestrichen. Ich sah hier eine Menge recht niedlicher Kinderwägen, die von Menschen gezogen wurden. Gar viele Ältern versammeln sich auf diesem Platze, um ihre Kinder so spazieren fahren zu lassen.

Unweit des Hippodrom's sind die ungeheuren Cisternen, mit den 1001 Säulen. Einst mag dieser großartige Bau einen wundervollen Anblick geboten haben. Jetzt — führt eine erbärmliche, höchst beschädigte hölzerne Treppe von fünf und dreißig bis vierzig Stufen in die Tiefe einer der Cisternen, deren Decke von dreihundert Säulen getragen wird, die aber nicht mehr mit Wasser gefüllt ist, sondern Seidenspinnern zur Werkstätte dient. Zu diesem Zwecke ist dieses Lokal aber auch wie geschaffen, es erhält das Licht von oben, und ist im Sommer ein kühler, im Winter ein warmer Aufenthalt. In die tieferen Stöcke kann man nicht mehr dringen, weil sie größtentheils verschüttet oder mit Wasser gefüllt sind.

Die Justinianische und Valentinianische Wasserleitung, welche sich auch in der Stadt befinden, sind unermeßliche Werke. Sie ziehen sich von Belgrad bis über die süßen Wässer, eine Strecke von sieben Stunden, und versehen ganz Konstantinopel hinlänglich mit Wasser.

Kaffeehäuser. — Mährchenerzähler.

Bevor ich der Stadt Konstantinopel für dieß Mal Lebewohl sagte und nach Pera zurück wanderte, ersuchte ich meinen Begleiter, mich in einige Kaffeehäuser zu führen, um auch da das eigenthümliche Leben der Türken kennen zu lernen.

Einen Vorgeschmack solcher Lokale bekam ich zwar schon in Giurgewo und Gallatz, allein in dieser Kaiserstadt dachte ich sie mir ein Bischen netter und schöner. Der Eintritt in das erste benahm mir aber sogleich diesen Wahn. Eine elende, schmutzige Stube, in welcher Türken, Griechen, Armenier u. A. auf hölzernen Divanen, mit kreuzweis unterschlagenen Beinen, saßen, rauchten und Kaffee tranken, war das Ganze, was sich meinem Blicke darbot. In einem zweiten sah ich mit großem Eckel, wie die Kaffeebude zugleich eine Barbierstube vorstellte; auf der einen Seite wurde Kaffee servirt, auf der andern rasirte man gerade den Kopf eines Türken. Selbst Aderlässe sollen in diesen Buden Statt finden.

In einem etwas bessern Kaffeehause fanden wir einen sogenannten Mährchenerzähler. Da sitzen die Zuhörer im Halbkreise, vorne steht der Erzähler. Ganz gelassen fängt er seine Geschichten aus „Tausend und eine Nacht" an, doch mit der Fortsetzung steigt seine Begeisterung, und am Ende fällt er in ein Schreien und Agiren, trotz dem besten Coulissenreißer einer wandernden Bühne.

Scherbet wird nicht in allen Kaffeehäusern gereicht; man findet aber überall Buden und Ständchen, wo dieses kühlende, schmackhafte Getränk zu bekommen ist. Es besteht aus Abgüssen von Obstsäften, gemischt mit Citronen- und Pomeranzensaft. Gefrornes bekommt man nur in Pera, im fränkischen Kaffeehaus oder bei dem fränkischen Zuckerbäcker. Den Kaffee müssen die Kaffeesieder Alle gebrannt und gestoßen von der Regierung nehmen, dieser Artikel ist ein kaiserliches Monopol. Es besteht auch zu diesem Zwecke ein eigenes Gebäude in Konstantinopel, wo der Kaffee durch Maschinen pulverisirt wird. Der Kaffee wird allgemein sammt dem Bodensatz und sehr stark gemacht, getrunken, woran ich mich nicht gewöhnen konnte.

Ungemein lohnend ist ein

Ausflug nach Ejub,

der größten Vorstadt Konstantinopels und zugleich dem Orte, wo sich die reichsten und vornehmsten Türken begraben lassen.

Ejub, der Fahnenträger Mohammeds, ruht hier in einer der schönsten Moscheen, die ganz von weißem Marmor erbaut ist. Kein anderer Glaubensgenosse, als der Muselmann, darf dieses Heiligthum betreten. Von Außen kann man jedoch durch die Fenster, die hoch und breit sind, und beinahe bis an den Boden reichen, sehr gut hinein sehen. Im Saale steht der Katafalk mit einer reich in Gold gestickten Decke und mit fünf oder sechs echten Shawls überlegt. An der Stelle, wo der Kopf ruht, liegt ein schön gewundener Turban, ebenfalls von echten Shawls. Um den Hauptkatafalk stehen noch mehrere andere, in welchen seine Gemalinnen, Kinder oder nächsten Verwandten ruhen. Hart an der Mosche befindet sich ein wunderschöner Brunnen von weißem Marmor, mit einem eisernen, aber vergoldeten Geländer umgeben, an welchem zwölf glänzend reine, messingene Trinkschalen stehen. Ein Türke hat eigens den Dienst, selbe den Vorübergehenden zu reichen. Ein geschnörkeltes Gärtchen zieht sich hinter der Moschee entlang. Auf dieselbe Art, wie die Moschee Ejubs, sind auch alle jene gebaut, in welchen die Sultane liegen, nur liegt auf dem Katafalk, statt des Turbans, ein schöner Feß mit dem Reiher. Die Moschee, in welcher der letztverstorbene Kaiser Mahmud der Zweite liegt, gehört zu den schönsten.

In Ejub sieht man viele der kostbarsten Monumente, welche mit reich vergoldeten, geflochtenen Eisengittern, auf deren Zacken der Halbmond glänzt, umgeben sind. Diese Gitter sind außerordentlich hoch und bilden eine Wölbung, unter welcher ein steinerner Sarkophag steht, der mit Rosen und kleinen Cypressenbäumen, an welchen sich Epheu und Myrten winden, umpflanzt ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn

man dächte, daß nur der Reiche hier begraben liege. Der Arme findet eben so gut sein Plätzchen, und gar häufig sieht man neben dem Prachtmonumente den einfachen Stein, der das Grab des Letztern deckt.

Auf dem Rückwege begegnete ich der Leiche eines türkischen Armen. Wenn man mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, würde ich sie ganz übersehen haben. Der Körper war in eine Decke gerollt, oben und unten zusammen gebunden, und auf einem Brette befestiget, welches ein Mann auf der Achsel trug. Am Grabe wird der Todte nochmals gewaschen, in reine Leinwand gewickelt, und so in die Grube versenkt. Sehr einfach — und so ist es auch recht gut. Muß denn der Pomp und die Verschwendung den Menschen noch bis an das Grab geleiten? Sehr wünschenswerth wäre es, legten wir hierin von unsern Gebräuchen, von dem irdischen Flitter Etwas ab. Ich will damit nicht sagen, daß die Bestattung gar so einfach zu seyn brauchte; überall ist der Mittelweg das Beste. Eine einfache Bestattung erhebt gewiß mehr zur Andacht, als die Pracht und Herrlichkeit, welche nur zu häufig bei solchen Gelegenheiten an der Tagesordnung sind. Ach, da haben die Menschen viel zu viel zu schauen und zu kritteln, es bleibt ihnen keine Zeit, auch nur eine würdige Betrachtung für sich oder ein andächtiges Gebet für den Verstorbenen zu Gott zusenden.

Häuser. — Theater. — Wägen.

Die Häuser in ganz Konstantinopel, wozu Pera, Topana u. s. w. gehören, sind sehr leicht und nachlässig gebaut. Keine Thür, kein Fenster schließt und paßt, die Fußböden haben oft zollbreite Fugen, und dennoch sind die Miethen außerordentlich theuer. Die Ursache davon ist die beständige Feuersgefahr, welcher man in diesen aus Holz gebauten Städten ausgesetzt ist. Jeder Hausherr fürchtet im Laufe von fünf bis sechs

Jahren abzubrennen, während dieser Zeit will er sein Kapital sammt Zinsen hereinbringen. Man findet daher hier nirgends so schön und bequem hergerichtete Wohnungen wie in den übrigen europäischen Städten.

In Pera ist ein Theater, das bei sechs- bis siebenhundert Menschen fassen mag. Zu der Zeit als ich daselbst war, gab eine italienische Sängergesellschaft wöchentlich vier Vorstellungen. Man hörte Opern der berühmtesten Meister. Ich hatte mit einer Vorstellung genug. Es ist zu wundern, daß sich eine solche Unternehmung rentirt, denn der Türke hat zu wenig Sinn für die Musik, und der Franke hat wieder zu viel dafür, um bald mit etwas zufrieden gestellt zu werden.

Die Wägen, in welchen gewöhnlich nur Frauen fahren, sind von zweierlei Art; die erstere Art ist ballonartig, schön gemalt und vergoldet, mit hohen Rädern. An beiden Seiten haben sie Öffnungen, zu welchen man mittelst hölzerner Schemel gelangt, die der Kutscher bei jedesmaligen Ein- und Aussteigen anlegt. Die Fenster oder Öffnungen kann man mit Jalousien schließen. Der Wagen enthält weder Sitze noch Polster. Jedermann, der ausfährt, nimmt Teppiche und Polster mit, breitet sie in den Wagen und setzt sich mit unterschlagenen Beinen hinein. In einem solchen Fuhrwerke haben vier Personen Platz. Die zweite Art Wägen unterscheidet sich durch noch höhere Räder, auf welchen ein länglicher Kasten ruht, der oben gedeckt und von allen Seiten offen ist. Man steigt von rückwärts hinein. In diesen haben oft acht Personen Raum. Ein Wagen ersterer Art wird von einem Pferde gezogen, das in der Gabel geht; oft sind auch zwei Pferde eingespannt Das andere Fuhrwerk wird von einem oder zwei Ochsen gezogen, die ebenfalls in der Gabel gehen, nur wölbt sich ober denselben noch ein Bogen, der mit Blumen, farbigem Papier und Bändern geziert ist. Der Kutscher geht neben jedem dieser Fuhrwerke zu Fuße, um seine Thiere mit größerer Aufmerksamkeit durch die holperigen, löcherigen Straßen,

die auch dazu beständig bergab und bergauf führen, leiten zu können.

Lastwägen gibt es nicht; Alles wird entweder von Menschen, Pferden oder Eseln getragen. Nirgends sieht man daher auch so viele Lastträger, wie hier. Sie sind gewandt und sehr kräftig; oft trägt ein Mann eine Last von hundert bis hundert fünfzig Pfund auf diesen schlechten, bergigen Straßen. Holz, Kohlen, Eßwaaren, Baumaterialien werden von Pferden und Eseln geschleppt. Das mag auch viel Ursache an der Theuerung seyn, die in Konstantinopel herrscht.

Spazierfahrten oder Spaziergänge der Städter.

An einem Sonn- oder Feiertage sind die süßen Wässer von Europa sehr besucht. Man fährt gewöhnlich in einem Kaik über das goldene Horn, in welches das süße Wasser einmündet, gegen fünf Viertelstunden. Man kann aber auch über die Berge dahin gelangen.

Ein großer Rasenplatz, umschattet von Bäumen, ist das Ziel der dahin wogenden Menge. Da sieht man Menschen von allen Gegenden der Welt und von allen Farben in größter Harmonie, auf Teppichen, Matten und Polster gelagert, die Pfeife im Munde, sich mit Kaffee und Naschwerk labend. Recht viele hübsche Jüdinnen sieht man darunter, die meistens unverschleiert gehen.

An dem türkischen Feiertage, dem Freitage, geht es eben so lebhaft in den asiatischen Süßwässern zu, und hier gibt es für uns Europäer mehr und Interessanteres zu sehen, indem da die Mehrheit aus Türken und Türkinnen besteht. Letztere haben, wie überall, das Gesicht ganz verhüllt, das Schönste aber, ihr feuriges Auge, ist doch sichtbar.

Die Fahrt auf dem Meere zu den asiatischen Süßwassern ist ohne Vergleich schöner und erhabener, als die zu den

europäischen. Man fährt im Bosphorus, dem schwarzen Meere zu, bei dem neuen, wunderschönen Pallaste des Sultans vorüber. Dieser Pallast ist zwar auch nur von Holz, aber die Säulen, Treppen und das Erdgeschoß sind aus blendend weißem Marmor überraschend schön gebaut. Die zwei vergoldeten Flügelthore sind von Gußeisen, und Meisterwerke zu nennen. Sie wurden in England um 8000 Pfund Sterlinge gekauft. Der Pallast ist oben terrassenartig, und eine wunderschöne Gallerie, ebenfalls nur von Holz, aber künstlich ausgeschnitzt, läuft um die Terrasse. Man fährt nun noch an den beiden alten Schlössern, welche die Einfahrt nach Konstantinopel beschirmen, vorüber, und lenkt rechts nach den süßen Wässern ein. Die Lage dieses Ortes ist herrlich, es liegt in einem schönen Thale, von grünenden Hügeln umfangen.

Sehr interessant ist die Fahrt nach Calcedonien, einer Halbinsel im Marmora-Meere, auf der Seite Asiens, die mit Scutari zusammenhängt. Wir fuhren auf einem zweiruderigen Kaik in fünf Viertelstunden hin. Das herrlichste Wetter begünstigte uns. Eine Menge Delphine umgaukelten unsern Kahn, und überall sah man diese zahmen Fische sich herumtummeln und in die Lüfte schwingen. Eine besondere Eigenheit dieser Thiere ist, daß sie nie einzeln, sondern immer in Gesellschaft schwimmen, zu Zweien, Vieren u. s. w.

Die Ansichten, welche man auf dieser Fahrt genießt, sind überaus reizend. Links fährt man ziemlich nahe an Scutari, den Vordergrund bilden niedere Gebirge, über welche der entfernte schneebedeckte Olympus herüber schillert. Die öden Prinzeninseln nebst den beiden Hundsinseln, sind gerade nicht das Schönste in dieser Landschaft, dagegen sieht man aber recht weit ins Meer von Marmora und den größten Theil von der eigentlichen Stadt Konstantinopel.

Auf Calcedonien ist nichts, als ein Leuchtthurm. Schöne Rasenplätze mit einigen Bäumen und ein Kaffeehaus sind die Anziehungspunkte der Städter.

Ein Ausflug zu Meere nach Baluklid iſt empfehlenswerth. Man kommt an der ganzen türkiſchen Flotte, die ſehr bedeutend iſt, vorüber, und ſieht das größte Schiff der Welt, den Mahmud von 140 Kanonen, der unter dem letztverſtorbenen Sultan Mahmud erbaut wurde. Auch mehrere Dreidecker von 120 Kanonen, wovon einige abgetakelt ſind und außerdem viele Kriegsſchiffe von 40 bis 60 Kanonen liegen im Hafen. Man fährt bei anderthalb Stunden im Marmora-Meere, links des großen Quai, der die Mauern Konſtantinopels umgibt. Hier ſieht man erſt recht die ungeheure Ausdehnung dieſer Rieſenſtadt. Wir kamen auch an den ſieben Thürmen vorüber, deren man aber nur fünf ſieht, die beiden anderen ſollen zuſammengeſtürzt ſeyn. Haben dieſe Thürme keine andere Beſtimmung, als die europäiſchen Geſandten bei Unruhen oder Feindſeligkeiten einzuſperren, ſo können die andern fünf wohl auch noch zuſammenſtürzen, denn eine ſolche Schmach werden ſich die europäiſchen Mächte von den hinfälligen Türken ſchwerlich mehr gefallen laſſen.

Gleich hinter den ſieben Thürmen ſtiegen wir an das Land und gingen eine halbe Stunde lang durch öde, menſchenleere Gaſſen, zum Stadtthor hinaus, in den Cypreſſenhain, der einen großen, freien Platz, worauf eine recht artige griechiſche Kirche ſteht, dem ſpähenden Blicke noch auf kurze Zeit verbirgt. An den griechiſchen Oſterfeiertagen ſoll es hier oft ſo toll zugehen, daß blutige Köpfe nicht zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehören. In der Kirche befindet ſich eine kalte Quelle mit kleinen Fiſchen. Die Sage ſpricht, daß an den Oſterfeiertagen dieſe armen Thiere halb gebacken und dennoch lebend herum ſchwimmen, weil einſt, als Konſtantinopel belagert wurde, ein Feldherr behauptete, daß dieſe Stadt eben ſo wenig eingenommen werde, als jenes Wunder ſich ereignen könne. Konſtantinopel wurde eingenommen, und das Volk ſieht ſeit jener Zeit noch immer an dieſem Tage dieß unerhörte Wunder.

Auf dem Rückwege zu unserm Kaik sahen wir am Ufer einen ungeheuern Tintenfisch von mehr als vierzehn Fuß Länge, welcher so eben gefangen und getödtet worden war. Eine Menge Fischer bemühten sich, dieses Unthier mit Stricken und Stangen an das Land zu bringen.

Die nähern Spaziergänge bei Pera sind der große und kleine Campo, und etwas weiter entfernt die große Brücke, welche Topana mit Konstantinopel verbindet, eine der unterhaltendsten Promenaden, indem man das Leben und Treiben auf den beiderseitigen Ufern sieht. Auf dem kleinen Campo befinden sich zwei fränkische Kaffeehäuser, vor welchen man ganz nach europäischer Art auf schönen Stühlen und Bänken sitzt, sich einer angenehmen Musik erfreut, und sich dabei mit Gefrornem laben kann.

Feste in Constantinopel.

Während meiner Anwesenheit in dieser Stadt war ich so glücklich, einigen recht interessanten Festen beizuwohnen. Das schönste darunter war jenes am 23. April, dem Sterbetage Mahomeds.

Schon am Vorabende hatten wir ein feenartiges Zauberbild. Es wurden die Spitzen aller Minarets mit hunderten von Lämpchen erleuchtet, und da es eine große Menge solcher schlank gebauter Thürmchen gibt, so kann man sich das Flammenmeer in den Lüften vorstellen. Die türkischen Schiffe boten dasselbe Schauspiel im Hafen dar. An jeder Lucke, wo sonst der Schlund einer Kanone herausstarrte, stand statt derselben eine große Lampe. Um 9 Uhr Abends wurden von jedem Schiffe Salven gegeben und in demselben Augenblicke, als geschossen wurde, verschwanden die Lampen, Blitz und Pulverdampf umgaben die Schiffe, und gleich darauf, wie durch einen Zauberschlag, standen die Lampen wieder an ihrem Platze. Dieß wiederholte sich dreimal.

Der Morgen des 23. wurde mit dem Donner der Kanonen begrüßt. Alle türkiſchen Schiffe hatten ihre Flaggen aufgehißt und farbige Papier-Guirlanden ſchlangen ſich bis an die höchſten Spitzen der Maſten.

Um 9 Uhr ging ich in Geſellſchaft mehrerer Fremden nach Konſtantinopel, um den feierlichen Zug des Großherrn nach der Moſchee zu ſehen. Militär war ſo, wie bei uns, zu beiden Seiten aufgeſtellt. Den Anfang des Zuges bildeten das Offiziers-Korps und die Beamten des Staates, jedoch folgte immer nach zwei Offizieren oder Beamten deren Dienerſchaft, meiſt zwölf bis fünfzehn Leute in ſehr gemiſchten Anzügen, halb europäiſch, halb türkiſch, halb militäriſch; kurz ein rechtes Quodlibet. Dann kamen die Prachtpferde des Sultans, herrliche Thiere, größtentheils ächte Araber, die reich mit Gold, Edelſteinen und Perlen geſtickten Decken geziert waren, und ſtolz ihre Köpfe unter ſchönen Schwungfedern wiegten. Ihre ſtolze Haltung und ihr ſchöner Gang entzückte alle Pferdekenner. Hierauf folgten viele Pagen zu Fuße; dieſe ſind aber keine Jünglinge wie in andern Ländern, ſondern erprobte Männer. In ihrer Mitte ritt der jugendliche Kaiſer, gehüllt in ſeinen Mantelkragen, den Feß geſchmückt mit einem ſchönen Reiher, welcher von dem größten Diamante, der in Europa exiſtirt, gehalten wird, auf dem Kopfe. Wo der Sultan vorüberzog, begrüßte ihn der Freudenruf des Militärs, nicht des Volkes. Das Militär beſchloß den Zug; die Haltung desſelben iſt jedoch nicht halb ſo ſtolz und erhaben, wie jene der Pferde, was ich ganz natürlich finde; — Letztere darf kein böſes Auge betrachten, während Erſtere ganz der Willkür ihrer Offiziere anheim geſtellt ſind. Auch ich möchte lieber des Sultans Pferd, als deſſen Soldat ſeyn. —

Die Uniformen der Offiziere, die mit Gold überladen ſind, gleichen jenen unſerer Huſaren. Die Gemeinen haben recht bequeme Hoſen und Jacken von blauem Tuch, mit

rothen Aufschlägen; manche hatten ganz rothe Jacken. Die Artilleristen haben rothe Brustlatze. Ihre Fußbekleidung ist unter aller Kritik; Einige haben Stiefel, oft sogar mit Spornen, andere Schuhe, die rückwärts eingetreten und ganz zerrissen waren; Manche wieder Pantoffeln. Strümpfe trägt keiner, und so blickt überall der nackte Fuß hervor. Eben so ungeregelt ist die Zusammenstellung der Mannschaft, gar oft steht ein Zwerglein neben einem Riesen, ein zwölf oder vierzehnjähriger Junge neben einem angehenden Greise, ein Schwarzer neben einem Weißen u. s. w.

Es war bei diesem Feste sehr viel Volk versammelt, und bei allen Festen sah man nichts, als vermummte Frauenköpfe.

Man warnte uns, diesem Feste beizuwohnen, da es ein rein religiöses sei, und der Fanatismus der Muselmänner den Franken Unannehmlichkeiten zuziehen könne. Aber Gott sei Dank, die Neugierde der Gesellschaft, mit welcher ich ging, war größer als ihre Furcht, wir drängten uns überall durch, und ich hatte abermals Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß man den guten Türken in Manchem unrecht thut. Nicht nur, daß wir von Niemanden beleidigt wurden, wir errangen sogar mit leichter Mühe recht gute Plätze. —

Die Griechen hatten an ihren Osterfeiertagen ein Fest auf dem großen Campo. — An allen drei Tagen ziehen die Hamals (Wasser- und Lastträger) nach dem Gottesdienste mit Spiel und Gesang, unter Lärm und Geschrei, ihre Sacktücher in den Lüften schwingend, in Massen nach dem Campo, theilen sich da in verschiedene Gruppen, und unterhalten sich so, wie in allen Ländern. Es sind eine Menge Zelte aufgeschagen, worunter gekocht und gebraten wird. Da sitzen ganze Gesellschaften auf dem Boden oder auf den Grabsteinen und essen und trinken in gemüthlicher Ruhe; dort sieht man mehrere Schaukeln, überladen mit Männern

und Kindern; da hört man einen Dudelsack sausen, oder eine Pfeife und Trommel lärmen, daß man sich die Ohren zuhalten möchte, wobei ein wahrer Bärentanz aufgeführt wird. Sechs, acht Tänzer schließen um das Musikchor einen halben Zirkel, die beiden Flügelmänner dieser leichtfüßigen Erdentreter schwingen beständig ihre Sacktücher in die Höhe, und tappen dabei plump und langsam im Kreise herum. Die Frauen können zwar bei diesem Feste erscheinen, aber sie dürfen weder am Tanze noch am Schaukeln Theil nehmen. Sie halten sich dafür tapfer an das Naschwerk, an Kaffee und Leckereien jeder Art. Die wohlhabendere Klasse fährt an diesen Tagen nach Baluklid, um das Wunder der halbgebackenen und dennoch lebenden Fische anzustaunen.

Da die Griechen nicht so gutmüthig sind, wie die Türken, so nehmen Letztere selten Theil an diesen Unterhaltungen. Türkinnen kommen gar nicht dahin.

Am 8. Mai sah ich ein echt türkisches Fest in der Nähe des Achmaidon (Pfeilplatz).

In der Ebene, welche rings von Hügeln umgeben ist, bilden Menschen aller Nationen einen weiten aber dichten Kreis. Kavasse (Gensd'armerie) hielten Ordnung, und einige Offiziere saßen im Kreise, um wieder ihre Kavasse im Zaum zu halten. Das Schauspiel begann. Zwei Ringer oder Gladiatoren traten auf, beinahe ganz entkleidet, nichts, als ein Beinkeid von starkem Leder, deckte die Hüften. Sie hatten sich ganz den Körper mit Öhl eingerieben, damit die Gelenke weich und rührig blieben, und der Gegner bei jedesmaligem Anfassen abglitt. Sie machten den Publikum mehrere Verbeugungen, fingen mit leichten Ringübungen an und setzten dazwischen auf Augenblicke aus, um Kraft und Ausdauer nicht zu schnell zu verlieren. Dann fing der Kampf neuerdings an, und wurde immer hitziger, bis endlich einer von beiden als Sieger von der jubelnden Volksmenge begrüßt ward. Sie-

ger ist der, welcher seinen Gegner so kräftig zu Boden wirft, daß er im Stande ist, sich auf ihn wie auf ein Pferd zu setzen. Ein solcher Kampf währt gewöhnlich eine Viertelstunde. Der Sieger geht dann triumphirend im Kreise herum, den Lohn zu sammeln. Der arme Besiegte verbirgt sich hinter den Zusehern, und wagt kaum den Blick zu erheben. Diese Spiele wiederholen sich durch mehrere Stunden; die Einen treten ab, um von Andern ersetzt zu werden.

Griechinnen, Türkinnen oder Armenierinnen dürfen an diesem Schauspiele nur von Ferne Antheil nehmen. Sie sitzen deßhalb oben auf den Hügeln. In Übrigen geht es eben so zu, wie am griechischen Osterfeste. Es wird gegessen, getrunken und getanzt. Von Bier, Wein oder Liqueur ist nirgend etwas zu sehen, und folglich auch von keinem Betrunkenen.

Die türkischen Offiziere waren hier ebenfalls so artig, uns als Fremden die besten Plätze anzuweisen. Überhaupt hatte ich vielfach Gelegenheit, den Charakter des Muselmannes zu beobachten, und fand zu meiner Freude, daß er viel besser und ehrlicher ist, als die vorgefaßte Meinung uns glauben läßt. Selbst im Handel und in anderen Geschäften ist es besser, mit einem Türken zu thun zu haben, als mit den andern Nationen, selbst unsere Glaubensgenossen nicht ausgenommen.

Die Witterung fand ich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel vom 5. April bis 17. Mai 1842 eben so veränderlich, wie bei uns, so zwar, daß manchmal die Temperatur binnen vier und zwanzig Stunden um 12 bis 14 Grad wechselte.

Ausflug nach Brussa.

Die beiden Brüder, Carl und Friedrich, Freiherren von Buseck und der talentvolle Maler Herr Sattler beschlossen, eine Parthie nach Brussa zu machen, und als ich den gleichen Wunsch äußerte,

waren sie so gefällig, mich als vierte Person ihrem Bunde beitreten zu lassen; doch als es zur Ausführung kam, wäre ich bald wankend geworden. Es fragte mich nämlich Jemand, ob ich gut reiten könne? Wäre dieß nicht der Fall, dann sollte ich ja nicht mitgehen, denn von dem Hafenorte Gemlek seien vier deutsche Meilen nach Brussa, der Weg schlecht, und die Herren müßten scharf reiten, um von halb drei Uhr Nachmittags, als der gewöhnlichen Landungsstunde zu Gemlek, die Stadt vor Sonnenuntergang zu errichten. Wenn ich nicht fortkäme, würde ich die Herren in große Verlegenheit setzen, oder sie müßten mich gar auf dem Wege zurücklassen.

Ich hatte noch nie auf einem Pferde gesessen, und war nahe daran, die Wahrheit zu sagen, doch meine Neugierde, Brussa, die schöne Stadt am Fuße des Olymps, zu sehen — war überwiegend, und ich behauptete ganz kühn, daß ich zu Pferde gewiß nicht zurückbleiben würde.

Am 13. Mai um halb sieben Uhr Morgens fuhren wir auf einem kleinen Dampfschiffe von 40 Pferdekraft von Konstantinopel ab. An den Prinzen- und Hundsinseln vorüber, brausten wir durch das Meer von Marmora, dem schneebedeckten Olymp entgegen, bis wir nach siebenstündiger Fahrt Gemlek erreichten.

Gemlek, vier und dreißig Seemeilen von Konstantinopel entfernt, ist ein erbärmliches Nest; allein als Hafen in Bithynien ziemlich lebhaft. Der Agent der Donauschiffahrts-Gesellschaft war so gefällig, uns gute Pferde und einen echten, kräftig und wild aussehenden Turkomanen als Führer zu verschaffen. Dieser hatte im Gürtel einige Pistolen nebst einem Dolche, an der Seite einen stark gebogenen Säbel und statt der doppelten Beschuhung hohe Stiefel, die oben mit einem sehr breiten Streifen weißen Tuches, auf welchem blaue Blumen und Zieraten gestickt, überschlagen waren. Den Kopf zierte ein schöner Turban.

Um halb drei Uhr kamen die Pferde. Ich schwang mich ganz beherzt auf meine Rozinante, empfahl mich meinem Schutzgeiste, und nun ging es, zwar noch langsam, aber doch über Stock und Stein. Meine Freude war unbegränzt, als ich mich festsitzend auf dem Pferde fühlte, allein als der Trab anfing, wurde mir ganz kurios zu Muthe, ich konnte mit den Steigbügeln nicht zurecht kommen, bald saßen sie mir auf der Ferse, bald verlor ich sie ganz und kam dadurch in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Ach, daß ich hätte Jemand um Rath fragen können! Leider konnte ich es nicht, ohne meine Unkenntniß des Reitens zu verrathen. Ich blieb daher vorsätzlich die Letzte, unter dem Vorwande, daß mein Pferd stützig sei, und nur dann gut gehe, wenn es die andern vor sich habe; die eigentliche Ursache aber war, daß die Herrn meine Manövers nicht sahen, denn alle Augenblicke glaubte ich herabzustürzen. Mit beiden Händen erfaßte ich oft den Sattel und schwankte bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Der Galopp, auf den ich mich noch mehr fürchtete, ging zu meiner Verwunderung besser als der Trab. Mein Muth wurde belohnt, und ich erreichte, zwar tüchtig zusammengerüttelt, aber doch ohne Unfall das Ziel unserer Reise. Während der Zeit, als es im Schritte ging, hatte ich auch Muße gehabt, die Gegenden zu betrachten. Die Hälfte des Weges führt von einem Thale in das andere; so oft man einen Hügel erklimmt, hat man vor sich eine beschränkte Aussicht, allein man darf den Kopf nur rückwärts wenden, um einen schönen Überblick über das Marmora-Meer zu haben. Nach einem Ritte von dritthalb Stunden gelangten wir an einen kleinen Chan*), wo wir ein halbes Stündchen Rast

*) Ein Chan ist ein steinernes Gebäude, das einige ganz leere Zimmer enthält, um den Reisenden in Ermanglung der Gasthöfe, Schutz und Schirm gegen Nacht oder Wetter zu gewähren. Gewöhnlich hält sich ein Türke dabei auf, der den Reisenden schwarzen Kaffee servirt.

machten. Nicht weit davon erreichten wir den letzten Hügel und das große Thal, an deſſen Ende Bruſſa, an den Olymp ſich lehnend, liegt, öffnet ſich dem erwartenden Blicke, während man noch immer rückwärts, weit über Berg und Thal hinaus, das vom Horizont begränzte Meer erblickt. — Schön iſt dieſe Anſicht, aber Schöneres ſah ich doch ſchon in der Schweiz. Das ungeheure Thal, welches ſich vor Bruſſa ausbreitet, iſt unkultivirt, menſchenleer und waſſerarm — kein üppiger Raſenteppich, kein rauſchender Strom, kein freundliches Dörfchen belebt die herrliche und dennoch einförmige Gegend, und keine Rieſenberge, auf denen ewiger Schnee thront, ſtarren in das ausgebreitete Thal. Ach, ſolcher Bilder ſah ich in der Schweiz, Tirol und Salzburg gar viele. Hier fand ich wohl auch einzelne Schönheiten, aber kein Ganzes. Der Olymp iſt ein ſchöner, majeſtätiſcher Berg, der eine lange Gränze bildet, deſſen Höhe aber kaum 6000 Fuß überſchreiten mag, und der noch dieſen Monat ſeiner ſilberweißen Schneeflächen gänzlich beraubt wird. Bruſſa mit den unzählbaren Minareten iſt der einzige Lichtpunkt, auf den das Auge immer fällt, weil ſonſt weit und breit nichts Anziehendes iſt. Ein kleiner Bach, über welchen eine ſehr hohe ſteinerne Brücke führt, der aber ſchon im halben Mai ſo wenig Waſſer hatte, daß es unſern Pferden kaum den Huf deckte, und näher gegen Bruſſa ein elendes Dörfchen nebſt einigen Oliven- und Maulbeerpflanzungen ſind Alles, was man auf dieſem langen Wege ſieht.

Den Olivenbaum fand ich überall, hier wie bei Trieſt oder in Sicilien, häßlich. Sein Stamm iſt zerriſſen, die Blätter ſind ſchmal und ſchmutzig grün. Dagegen iſt der Maulbeerbaum mit ſeinem üppig fetten, glänzend grünen Laube eine angenehme Erſcheinung. Die Seide iſt in dieſen Gegenden von vorzüglicher Güte, weßhalb auch die Stoffe von Bruſſa weit und breit berühmt ſind.

Glücklich erreichten wir die Stadt noch vor Sonnenun-

tergang. Nichts Fataleres kann Einem begegnen, als wenn man eine Stadt im Oriente nach Sonnenuntergang erreicht; da sind die Thore geschlossen, und vergebens würde man sich um Einlaß bemühen.

Wir mußten, um zu dem Gasthofe zu gelangen, beinahe durch die ganze Stadt reiten, wobei wir Gelegenheit hatten zu sehen, daß sie eben so häßlich ist, wie das Innere Konstantinopels. Die Straßen sind enge, die Häuser von Holz, Lehm, manche sogar von Stein erbaut, alle aber haben ein ärmliches und dabei eigenthümliches Ansehen; das erste Stockwerk jedes Hauses nähmlich hat so weit hervorragende Erker, daß selbe mehr als den halben Theil der Gasse einnehmen, und diese dadurch enge und dunkel machen. Auch der Gasthof, in welchem wir abstiegen, sah von Außen nicht sehr einladend aus, wir waren schon sehr wegen des Nachtquartiers in Angst. Allein so erbärmlich das Äußere war, so angenehm fanden wir uns im Innern überrascht. Ein geräumiger netter Hof, in dessen Mitte wir ein Bassin mit hellsprudelndem Wasser, umschattet von mehreren Maulbeerbäumen, erblickten, erregte gleich unsere Aufmerksamkeit. Rings herum befanden sich in zwei Stockwerken große reinliche, ganz einfach eingerichtete Zimmer. Die Kost war gut, und man kredenzte uns sogar eine Flasche vortrefflichen Weines von der untern Region des Olymps.

14. Mai 1842.

Früh Morgens besahen wir, unter der Leitung und dem Schutze eines Kavasses, die Stadt und deren Umgebung. Die Stadt selbst ist sehr groß; sie soll über 10,000 Häuser haben, und wird nur von Türken bewohnt. In den Vorstädten, welche bei 4000 Häuser zählen, wohnen Christen, Juden, Griechen u. s. w. Die Stadt zählt 360 Moscheen, die meisten darunter sind aber so verfallen und unansehnlich, daß man sie kaum bemerkt.

Der Eintritt in die Moscheen ist hier in Begleitung eines

Kavaſſes erlaubt. Wir gingen in die vorzüglichſten, worunter unſtreitig die Ulla Dſchamy gehört. Die Kuppel, welche ein wahres Meiſterwerk ſeyn ſoll, ruht auf zierlichen Säulen. Oben iſt ſie offen und verbreitet ein ſanftes Licht und eine reine Luft in der Moſchee. Gerade unter dieſer Kuppel befindet ſich ein großes Marmorbecken, in welchem kleine Fiſche ſich erluſtigen.

Die Moſchee Sultan Mahomed des Erſten und Sultan Ildirim Bajaſid ſind wegen ihrer ſchönen Bauart nicht zu überſehen, und bei Letzterer, die auf einer Anhöhe liegt, iſt die Ausſicht lohnend. In der Moſchee Murad des Erſten ſieht man noch Stücke ſeiner Kleider und Waffen hängen. Kaiſerliche Prachtgebäude, deren manche Schriftſteller erwähnen, ſah ich nicht. Der kaiſerliche Kiosk iſt ſo einfach, daß, wenn man nicht der ſchönen Ausſicht wegen hinauf ginge, es um jeden Schritt ſchade wäre.

Eine ſteinerne, ganz gedeckte Brücke über ein ungeheuer hohes, aber waſſerarmes Flußbett verbindet die Stadt mit den Vorſtädten. Auf dieſer Brücke ſind an beiden Seiten kleine Wohnungen angebracht, in welchen Seidenweber wohnen und arbeiten. Dieſe Brücke erregte meine Bewunderung im hohen Grade, denn ihre Bauart ſchien eher unſern Ländern anzugehören, als dem Orient. Ich ſah auch keine zweite mehr, weder in Syrien noch Egypten.

Die Gaſſen ſind alle höchſt todt und menſchenleer, was doch bei einer Bevölkerung von 100,000 Seelen zum Verwundern iſt. In den meiſten Straßen ſieht man mehr Hunde als Menſchen. Nicht nur in Konſtantinopel, ſondern in den meiſten Städten des Orients gibt es eine Unzahl herrenloſer Hunde.

Einiges Leben iſt, wie überall, auf den Bazaren und beſonders auf den gedeckten. Der vorzüglichſte Handelsartikel beſteht in ſchönen dauerhaften Seidenſtoffen, wovon die ſchönſten und koſtbarſten in den geſchloſſenen Magazinen auf-

bewahrt werden. Auf dem gemeinen Bazar fanden wir nichts als Eßwaaren, darunter kleine, äußerst unschmackhafte Kirschen. Klein-Asien ist das Vaterland dieser Frucht; aber Herrliches davon sah ich weder hier, noch acht Tage später in Smyrna.

Brussa hat einen außerordentlichen Reichthum an krystallreinen, kalten Quellen, welche dem Olymp entströmen. Von allen Seiten durchschneiden unterirdische Kanäle die Stadt, in vielen Gassen hört man das Gemurmel des Wassers unter und neben sich, und jedes Haus hat Brunnen und Bassins, ja selbst auf den Bazaren sind dergleichen angebracht.

In der Nähe nimmt sich der Olymp nicht halb so gut aus, wie in einiger Entfernung. Der Fuß desselben ist von mehreren kleinen Hügeln umgeben, welche dem Gesammtblicke hinderlich sind.

Die Bäder, die eine halbe Stunde von der Stadt entfernt sind, haben eine freundliche gesunde Lage, und einen großen Reichthum an mineralischem Wasser, viele Fremde kommen hieher, ihre verlorne Gesundheit zu erlangen.

Das schönste unter den Bädern heißt Jeni Kaplidche. Ein runder hoher Saal enthält ein großes Vollbad in Marmor gefaßt, darüber wölbt sich eine herrliche Kuppel mit einer Menge (man sagt sechshundert) Lichtgläser, die das Ganze magisch beleuchten.

Die Rückreise nach Konstantinopel lief nicht so ganz glücklich ab. Einer der Herren stürzte vom Pferde, und brach — seine Taschenuhr. Sattel und Riemzeug sind gewöhnlich so schlecht, daß man alle Augenblicke etwas zu knüpfen und zu machen hat. Wir ritten gerade ein Bischen scharf, die Halfter riß, und Sattel und Reiter flogen hinab. Ich kam glücklich zurück, obschon ich oftmals in Gefahr war, vom Pferde zu stürzen, ohne daß ein Riemen zu reißen nöthig gehabt hätte.

Die Herren waren mit mir zufrieden, denn nie blieb ich zurück, und nirgends wurden sie meinetwegen aufgehalten. Erst als wir auf dem Schiffe waren, gestand ich mein Wagestück und meine ausgestandene Angst.

IV. Reise von Konstantinopel nach Beirut.

Ich verschob meine Reise von Tag zu Tag, denn die Berichte aus Beirut und Palästina lauteten gar zu ungünstig. Als ich mich bei meiner Gesandtschaft um einen Ferman (türkischen Paß) bewarb, widerrieth man mir die Reise nach jenen Ländern. Die Unruhen am Libanon, so wie die Pest, seien zu mächtige Feinde, um sich ohne die dringendste Nothwendigkeit einer solchen Gefahr auszusetzen.

Ein Geistlicher, der vor zwei Monaten von Beirut gekommen war, versicherte mich, die Unsicherheit sei so groß, daß selbst er, als Arzt, weit und breit bekannt, sich nicht über eine halbe Stunde von der Stadt entfernen dürfe, ohne sich den größten Gefahren Preis zu geben. Er rieth mir bis Ende September in Konstantinopel zu bleiben, und dann mit der Karavane der Griechen nach Jerusalem zu reisen. Dieß wäre die einzige Art, sicher dahin zu gelangen.

Da traf ich eines Tages einen Pilger in der Kirche, der aus Palästina kam. Auch ihn fragte ich um Rath. Er bestätigte nur, was mir der Priester gesagt, und fügte noch hinzu, daß einer seiner Gefährten auf dem Rückwege ermordet worden, und er selbst ausgeplündert und nur durch die besondere Gnade Gottes dem Tode entronnen sei. Den Worten dieses Menschen glaubte ich gar nicht. Er erzählte seine Begebenheiten so ziemlich à la Münchhausen, vermuthlich um Bewunderung zu erregen. Ich setzte meine Nachforschungen so

lange fort, bis ich ſo glücklich war, Jemanden zu treffen, der mir das Gegentheil verſicherte. Auf jeden Fall überzeugte ich mich, daß in Konſtantinopel über dieſen Punkt eben ſo wenig die Wahrheit zu erfahren ſei, wie irgend wo. Endlich entſchloß ich mich, mit der nächſten Gelegenheit wenigſtens bis Beirut zu gehen, dort dachte ich die Wahrheit zu erfahren.

Man rieth mir, die Reiſe in Männerkleidung zu machen, allein ich fand dieſen Rath nicht klug, indem meine kleine magere Geſtalt wohl für einen Jüngling, mein ältliches Geſicht aber für einen Mann gepaßt hätte. Da mir aber der Bart fehlte, ſo würde man die Verkleidung gleich geahnet und ich mich dadurch mancher Unannehmlichkeit ausgeſetzt haben. Ich zog es vor, meine einfache europäiſche Tracht, die aus einer Blouſe und Beinkleidern beſtand, beizubehalten. Auf dem Kopfe trug ich einen runden Strohhut. In der Folge wurde ich immer mehr überzeugt, wie gut ich gethan, mein Geſchlecht nicht zu verläugneu. Man begegnete mir überall mit Achtung und hatte oft Nachſicht und Güte für mich, gerade weil man auf mein Geſchlecht einige Rückſicht nahm.

Am 17. Mai

ſchiffte ich mich alſo in Gottes Nahmen auf einem Dampfſchiffe des öſterreichiſchen Lloyds, dem „Erzherzog Johann“ ein.

Mit wehmüthigem Gefühle ſtand ich auf dem Verdecke, und ſah dem Leben und Treiben, das vor ſo einer weiten Reiſe an allen Orten und Ecken herrſcht, halb gedankenlos zu. Und abermals ſtand ich in dieſem Gewühle ganz allein, nur auf Gott und mein Vertrauen gewieſen. Keine freundliche theilnehmende Seele geleitete mich an Bord. Alles fremd — die Menſchen, die Sprache, das Land, das Klima, die Sitten und die Gebräuche — Alles fremd! Doch ein Blick hinauf zu den Sternen, ein Gedanke: Du biſt nicht allein, ſo lange du an Gott hältſt, ſenkte Ruhe in meine Seele, und bald

gewann ich es über mich, mit ſtiller Heiterkeit Alles zu beobachten, was um mich vorging.

Da war ein altes Mütterchen, das ſich von ihrem Sohne nimmer trennen konnte, immer und immer ſchloß ſie ihn wieder in ihre Arme, und küßte und ſegnete ihn. Arme Frau, wirſt du ihn wiederſehen? oder wird die kühle Erde für dieſes Leben die Scheidewand? — Gott ſegne euch Beide!

Da ſtürmte eine Schar von Freunden des Schiffsperſonals heran, die das Schiff von oben bis unten durchſtöberten, und Vergleiche machten zwiſchen dieſem und einem engliſchen oder franzöſiſchen.

Da gab es ein Gedränge an der hängenden Schiffstreppe mit Kiſten und Koffern und Körben. Menſchen drängten ſich dazwiſchen hinauf und hinab. Türken und Griechen und Andere balgen ſich um die beſten Plätze auf dem Oberdeck, und in wenig Augenblicken war der große Oberraum in ein Bivouaque umgeſtaltet. Matten und Betten wurden überall ausgebreitet, Lebensmittel aufgeſpeichert, Geſchirre dazu in Ordnung geſtellt, und kaum waren dieſe Anſtalten halb geendet, ſo fingen die Türken mit den Waſchungen des Geſichtes, der Hände und Füße an, breiteten Teppiche aus und verrichteten ihre Andacht. In einer Ecke des Schiffes war ſogar ein kleines ſehr niedriges Zelt geſpannt, und ſo feſt verſchloſſen, daß ich lange nicht entdecken konnte, ob Menſchen oder Waaren darunter verborgen ſeien. Man bemerkte keine Bewegung unter demſelben, erſt nach mehreren Tagen erfuhr ich von einem Türken, daß ein Scheik von der ſyriſchen Küſte zwei Mädchen in Konſtantinopel gekauft habe, und ſie ſorgfältig dem Blicke der Neugierigen zu verbergen ſuche. Ich war neun Tage mit dieſen armen Geſchöpfen auf demſelben Schiffe, und hatte während dieſer langen Zeit keine Gelegenheit, eine davon zu ſehen. Selbſt bei der Ausſchiffung hüllten ſie ſich ſo ein, daß es unmöglich war, zu erſpähen, ob ſie weiß oder ſchwarz ſeien.

Um 6 Uhr ertönte die Glocke als Zeichen zur Entfernung der Fremden, und nun erst konnte man die eigentlichen Reisegefährten erkennen. Ich schmeichelte mir, mehrere Franken darunter zu finden, die vielleicht eben solche Reiseprojecte hätten, wie ich — aber mit jeder Minute schwand meine Hoffnung mehr und mehr; ein Franke nach dem andern verließ das Schiff, und endlich sah ich mich ganz allein unter all' den fremden Nationen.

Nun wurden die Anker aufgerollt, und langsam begann unsere Abfahrt aus dem Hafen. Ich sandte ein kurzes, aber inniges Gebet zu Gott, ich flehte um seinen Schutz auf dieser gefahrvollen weiten Reise, und gestärkt und beruhigt konnte ich neuerdings der Geschäftigkeit meiner Reisegesellschaft, die nach Beendigung ihrer Andacht sich zum frugalen Mahle gesetzt hatte, Aufmerksamkeit schenken. Die Nahrung dieser Leute bestand während der ganzen Zeit, die sie auf dem Dampfschiffe zubrachten, in kalten Speisen, als: Käse, Brot, harten Eiern, Sardellen, Oliven, Nüssen, sehr vielen Zwiebeln und getrockneter Mischmisch, eine Gattung kleiner Aprikosen, die sie anstatt des Kochens eine Stunden vor der Mahlzeit im Wasser weichen ließen. Auf einem Segelschiffe nehmen sie gewöhnlich ein Windöfchen nebst Holzkohlen mit, um sich Pilav, Bohnen, Hühner, Kaffee u. s. w. zu kochen, was ihnen natürlich auf einem Dampfschiffe untersagt ist.

Der herrliche Abend hielt mich noch immer wie gebannt auf dem Verdecke, ich schaute mit wehmüthigem Blicke nach der entschwindenden Kaiserstadt, bis endlich ein sanftes Dunkel in Verein mit der immer größeren Entfernung Alles wie mit einem Schleier deckte, und nur hin und wieder die Spitze eines Minarets auftauchte, mir ein letztes Lebewohl zuzuwinken; — aber wer vermag meine Freude zu fühlen, als ich in meiner Nähe einen Reisenden, einen Franken erblickte. So war ich denn nicht mehr allein, — ja, für den ersten Augenblicke waren wir sogar Landsleute, denn was

die Menschen in Europa auch scheidet, und in einzelne Nationen theilt, ein fremder Welttheil verbindet sie wieder. Wir fragten nicht? Gehören Sie nach England, Frankreich, Italien? wir fragten: Wohin geht wohl Ihre Reise? Und als es sich zeigte, daß dieser Herr ebenfalls nach Jerusalem zu gehen gedenke, so hatten wir über diese Reise so viel zu sprechen, daß uns gar nicht einfiel, nach unserem gegenseitigen Vaterlande zu fragen. In der überall herrschenden Sprache der Franzosen unterhielten wir uns und waren zufrieden, uns gegenseitig verstehen zu können. Erst am folgenden Tage erfuhr ich, daß er ein Engländer sei, und Bacleth heiße.

In Konstantinopel hatte er mit mir gleiches Schicksal gehabt. Auch er konnte weder bei seiner Gesandtschaft noch bei anderen Leuten sichere Nachrichten hinsichtlich der Möglichkeit der Reise nach Jerusalem erhalten, und so ging auch er auf Gerathewohl nach Beirut. Wir nahmen uns vor, die Reise von Beirut nach Jerusalem gemeinschaftlich zu machen, wenn es anders möglich sei, durch die wilden Völker der Druſen und Maroniten zu dringen, und so stand ich nun nicht ohne Schutz in der weiten Welt, ich war geborgen bis nach Jerusalem — was wollte ich mehr? Jerusalem war das Ziel meiner Reise, und dieß hatte ich nun Hoffnung zu erreichen.

Auf dem Schiffe befand ich mich übrigens sehr wohl. Mit großer Überwindung hatte ich mich entschlossen, wieder auf den zweiten Platz zu gehen, aber als ich das Dampfschiff des österreichischen Lloyds betrat, lernte ich erst kennen, was Eintheilung und Ordnung vermag. Männer und Frauen sind da abgesondert, man findet Waschbecken, hat eine gute Kost, und kann in der Rechnung nicht betrogen werden, da sie der zweite Kapitän besorgt; und so wie hier, fand ich es in der Folge auf allen Dampfschiffen.

Wir durchschnitten das Meer von Marmora, fuhren an

den sieben Thürmen vorüber, und ließen die Prinzeninseln links hinter uns.

Des folgenden Tages, am

18. Mai 1842

erreichten wir sehr zeitlich das Städtchen Galipoli, welches an den Dardanellen oder dem Hellespont auf einer Anhöhe liegt. Einige Reste von beinahe ganz verfallenen Ruinen geben den Vorübereilenden Stoff genug, an die ehemals blühende Vorzeit zu denken. Wir hielten nur ein Viertelstündchen, um durch neue Ankömmlinge das Verdeck noch belebter zu machen.

Das Meer ist nun in einer Länge von fünf und zwanzig Seemeilen bis Sed Bahe in ein so schmales Bett eingeengt, daß es einem Kanale gleicht, der gegraben wurde, das Meer von Marmora mit dem Archipel zu verbinden, und führt daher mit Recht den Namen: Die Straße der Dardanellen. Links hat man stets das Festland Asiens, und rechts eine Erdzunge Europa's, die bei Sed Bahe ihr Ende findet. Die beiderseitigen Ufer sind kahl und öde. Es ist ein gewaltiger Kontrast, der jeden fühlenden Reisenden ergreift, welcher vom Bosphorus auf einmal hieher versetzt wird. Ach, was bot dieser Boden einst? Welche Heldenthaten bewahrt uns die Geschichte von diesen Gegenden? Mit jeder Minute näherten wir uns dem klassischen Boden mehr und mehr. Ach, daß es uns nicht vergönnt war, manche der griechischen Inseln, an welchen wir so nahe vorüberfuhren, zu betreten. Ich mußte mich mit dem Gedanken an die Vergangenheit, an die Geschichte der Vorzeit Griechenlands und seiner Helden begnügen, ohne die Schauplätze dieser Thaten sehen zu können.

Die beiden Dardanellen-Schlösser, Tschenekalesi und Kilidil Bahar, von denen das asiatische schon mehr einer Ruine, das europäische einer Festung gleicht, ließen uns unangefochten vorübergleiten. — Und was soll ich erst von

meinen Empfindungen sagen, als wir den Gefilden Troja's nahten?

Ich war stets auf dem Verdecke, um ja nichts zu übersehen, und getraute mir kaum zu athmen, als ich die Ebene Troja's erblickte.

Da mag diese berühmte Stadt gestanden seyn, jene Erhöhungen sind vielleicht die Ruhestätten eines Achilles, Patroklus, Ajax, Hector und noch vieler anderer Helden, welche ähnliche Verdienste um ihr Vaterland sich erworben hatten, aber nicht so glücklich waren, der Nachwelt bekannt zu werden. Wie gerne hätte ich an Ort und Stelle der Geschichte nachgeträumt, die mir in der Jugend so viel Verehrung und Interesse eingeflößt, und damals schon den Wunsch in mir rege gemacht hatte, einst diese Länder zu besuchen, — ein Wunsch, der nun theilweise in Erfüllung ging. Aber zu schnell flogen wir vorüber. — Öde und verlassen ist die ganze Gegend. Ich sah weder Feld noch Dorf. — Trauern die Menschen oder die Natur? — Die Menschen könnten es mit Recht, denn nimmer werden sie, was sie einst waren.

Im Laufe des Tages kamen wir an mehreren Inseln vorüber. Im Vordergrunde ragte die Spitze des Hydrä empor, nun tauchten die Samothraken auf, und bald segelten wir ganz nahe an Tenedos vorüber. Diese Insel gewährt Anfangs keinen schönen Anblick, aber kaum hatten wir einen kleinen Vorsprung umfahren, so erblickten wir eine Festung, welche wie zum Schutze der hinter ihr liegenden Stadt bestimmt zu seyn scheint, ausgedehnt an der Meeresküste.

Nachdem wir Tenedos verlassen hatten, verloren wir rechts (links behält man immer das Festland Asiens im Angesicht) auf kurze Zeit alle Inseln aus dem Gesichtskreise, erreichten aber dann die schönste unter ihnen, Mytilene, die mit Recht von den Dichtern als das feenartigste Eiland besungen wurde. Wir fuhren über sieben Stunden lang an ihrer

Küſte. Sie gleicht einem Garten von Oliven, Orangen, Granatbäumen u. ſ. w. Der Hintergrund iſt durch eine doppelte Reihe gezackter Berge geſchloſſen, und die Stadt ſelbſt liegt ungefähr auf dem halben Wege. Sie zieht ſich rings um einen Hügel, auf welchem Feſtungswerke angebracht ſind, während vorne ein ſchöner Hafen und rückwärts eine tiefe Bucht die Stadt umgürtet. Einzelne Maſten blickten herüber, und bezeichneten uns, wie weit die Bucht reiche. Von dieſem Punkte an ſahen wir ein Dorf gereiht an das andere, freundlich hervorblickend aus dem Schatten üppig blühender Bäume.

Auf dieſer Inſel einen Frühling zu durchleben, müßte ein großer Genuß ſeyn.

Bis ſpät in der Nacht blieb ich auf dem Verdecke; ſo reich, ſo abwechſelnd in den Bildern vorüber gleitender Inſeln iſt dieſe Fahrt auf dem ägäiſchen Meere. Hätte ich zaubern können, ich würde die Sonne ſo lange an den Horizont gebannt haben, bis wir im Hafen von Smyrna eingelaufen wären. Leider verbarg uns die Nacht manche ſchöne Inſel, die wir am folgenden Morgen nur auf der Karte ſehen konnten.

19. Mai 1842.

Schon lange vor der Sonne war ich auf meiner Warte, auf dem Verdecke, um Smyrna von Weitem begrüßen zu können.

Eine doppelte Bergkette immer höher empor ſteigend, verkündete die Nähe der reichen Handelsſtadt. Zuerſt erblickt man das alte, halb verfallene Kaſtell auf einer Anhöhe, und dann die Stadt, die ſich an dem Fuße desſelben längs dem Geſtade hinzieht; den Schlußſtein dieſes Gemäldes bilden die Brüderberge.

Der Hafen iſt ſehr groß, gleicht aber mehr einer Rhede, und darum wäre Platz genug vorhanden, um ganze Flotten aufzunehmen. Es lagen viele Schiffe vor Anker, und eine große Lebhaftigkeit war überall ſichtbar.

Die Frankenstadt, welche man von Bord des Schiffes ziemlich übersehen kann, breitet sich längs des Hafens aus, und hat viel vom europäischen Typus.

H. v. Crammer war von meiner Ankunft unterrichtet, und hatte die Güte, mich vom Bord des Schiffes abzuholen. Wir ritten gleich nach Hazilar, dem Sommer-Aufenthalte vieler Städter, wo er mich seiner Familie vorstellte.

Hazilar mag von Smyrna $\frac{5}{4}$ deutsche Meilen entfernt seyn. Der Weg dahin ist über alle Beschreibung schön, daß man die Länge desselben gar nicht in Acht nimmt. Gleich außer der Stadt ist ein großer Platz an einem Fluße, wo die Kameele Rast halten, und wo sie beladen oder entlastet werden; ich sah eine ganze Herde dieser Thiere. Von ihren Führern, Arabern oder Beduinen, lagen einige auf Matten, der Ruhe genießend, während sich andere in vollster Thätigkeit mit ihren Kameelen beschäftigten — ein ächt arabisches Gemälde, welches mir so neu war, daß ich meinen Langohr unwillkührlich anhielt, um diese Scene mit Muße zu betrachten.

Unweit dieses Lagers ist der Hauptbelustigungs- und Versammlungsplatz der Städter. Eine Kaffeebude und einige Reihen Bäume bilden diesen Ort, an welchen sich Gärten an Gärten, alle überreich an schönen Fruchtbäumen, schließen. Besonders herrlich macht sich die Blume des gefüllten Granatbaumes, die voll und im hellsten Roth zwischen den Blättern glänzet. Am Wege blühte überall, wild wachsend, Oleander. Wir durchstreiften schöne Gehölze von Cypressen und Oliven. Noch nirgend sah ich eine so schöne, üppige Vegetation, wie hier. Wundervoll nimmt sich dieses Thal, dessen eine Seite, umgeben von schroffen, wilden Gebirgen, einen gar sonderbaren Gegensatz zu der übrigen blühenden Landschaft bildet, von dem Hügel aus, welchen man überschreitet. Dazu die vielen kleinen Züge von sechs bis zehn und zwanzig Kameelen, die uns bald mit bedächtigem Schritt entgegen kamen, bald

von unsern flinken Eselchen überholt wurden. Bei so vielen neuen und schönen Gegenständen wird man es wohl sehr natürlich finden, daß mir die Zeit zu schnell entfloh.

Die Hitze in Smyrna soll im Sommer nicht drückender seyn, als in Konstantinopel. Das Frühjahr kommt aber zeitlicher und der Herbst währt länger. Dieß erklärt mir auch die schöne Vegetation, die ich hier im Vergleiche zu Konstantinopel sehr bedeutend entwickelt fand.

Das Landhaus des Herrn v. C. steht mitten in einem schönen Garten, es ist groß und aus Stein gebaut; die Zimmer sind hoch und geräumig, mit Marmor oder Ziegeln gepflastert. Im Garten sah ich die erste Dattelpalme, ein wunderschöner Baum mit hohem, schlanken Stamme, von dessen Spitze fünf bis sechs Schuh lange Blätter sich herabbeugen, und eine großartige Krone bilden. In diesen Gegenden, so wie auch in jenen Syriens, wo mich meine Reise noch hinführte, wächst der Baum nicht so hoch, wie in Egypten, und trägt auch keine Frucht. Er steht blos als herrliche Zierde neben dem Granat- und Orangenbaum. Eben so sah ich in diesem Garten viele Sorten der schönsten Akazien, darunter so ungeheure große, umfangreiche Bäume, wie bei uns nur immer ein Nuß- oder Lindenbaum ist. —

Die Besitzungen der Städter gleichen sich alle sehr. Die Häuser stehen in den Gärten, und das Ganze ist mit einer Mauer umgeben.

Abends besuchte ich mit Herrn v. C. einige Bauernfamilien. Herr v. C. sagte mir, daß diese Leute sehr arm seien, allein ich fand sie gut gekleidet und wohnlich eingerichtet. Ihre Häuser sind von Stein und die Zimmer geräumig; — Alles ohne Vergleich besser, als in Galizien und in Ungarn an den Karpathen.

Diesen Tag im Kreise einer so liebenswürdigen Familie zugebracht, zählte ich unter einen der angenehmsten. Wie gerne würde ich die herzliche Einladung, mehrere Wochen bei

ihnen zu bleiben, angenommen haben, wenn ich nicht schon so viele Zeit in Konstantinopel verloren hätte. Und so schied ich am

20. Mai 1812

Vormittags von Frau v. C. und deren liebenswürdigen Kindern. Ihr Herr Gemahl begleitete mich nach Smyrna. Wir durchstreiften absichtlich viele Gassen des Frankenviertels, deren ich die meisten recht hübsch und freundlich, eben und gut gepflastert fand. Die Gasse, in welcher die Konsuln wohnen, ist die schönste. Die Häuser sind schön und von Stein gebaut. Die Vorhalle eines jeden Hauses ist gar zierlich mit kleinen oft farbigen Kieselsteinen ausgelegt, welche Kränze, Sterne und Würfel bilden. In diesen Hallen hält sich die Familie meistens während des Tages auf, da es kühler ist als in den Gemächern. An das Haus schließt sich gewöhnlich ein artiger Garten.

Die Türkenstadt ist freilich ganz anders, sie ist von Holz gebaut, und winklicht enge, und Hunde liegen in den Gassen gerade so, wie in Konstantinopel oder Brussa. Und warum soll es hier auch anders aussehen? Hier und dort wohnen Türken, und weder die einen noch die andern haben das Bedürfniß, luftig und rein zu wohnen, wie wir verwöhnte Franken.

Die Bazare sind nicht gedeckt, und auch hier muß man die schönen Waaren hinter Schloß und Riegel suchen.

Eine Parthie nach Burnaba, welches unweit der Stadt, an der Küste liegt, und eben so wie Hazilar, der Aufenthalt der Städter während des Sommers ist, verdient gemacht zu werden. — Die Ansichten dahin sind wechselnd, der Weg sehr gut. Das Ganze gleicht einem sehr gedehnten Dorfe, dessen Häuser alle in der Mitte der Gärten stehen, die mit einer Mauer umgeben sind.

Von der Akropolis hat man die schönste Ansicht im Rund-

gemälde. Man überblickt hier alles vereint, was auf den andern Parthien nur theilweise geboten wird.

In Smyrna sah ich die schönsten Frauen, die mir bisher vorgekommen sind. Selbst auf meiner ferneren Reise fand ich wenig so schöne, schönere gar nicht. Diese Zaubergestalten sind aber nur unter den Griechinnen zu suchen. — Die schöne reiche Tracht erhöht den Reiz dieser lieblichen Grazien noch viel mehr. Besonders geschmackvoll wissen sie den kleinen, rundlichen Feß zu stecken, unter welchem ihr üppiges Haar in schönen Flechten über die Schultern fällt, oder sich nebst einem reich gestickten Tuche um Kopf und Stierne windet.

Smyrna besitzt aber nicht bloß die schönsten Frauen, es ist auch berühmt als Geburtsort eines der größten Männer. O Homer! in dem heutigen Griechenland würdest du keinen Stoff mehr zu deiner unsterblichen Iliade finden. —

Um 5 Uhr Abends verließen wir Smyrna's Hafen. Die Ansicht der Stadt gestaltet sich von dieser Seite schon nach der ersten Seemeile viel großartiger, als jener von Konstantinopel. Hier erst entfaltet sich die ganze Größe der Türkenstadt, die auf der andern Seite durch das Frankenviertel halb verborgen ist.

Das Meer ging hoch, und starke Gegenwinde hemmten die Eile unsers trefflichen Schiffes. Doch, Gott sei Dank, wenn das Meer nicht gar stark stürmt und brauset, übt es keine Macht mehr über meine Gesundheit. Ich befand mich wohl, und sah mit großem Vergnügen die hohen Wellen unserem Schiffe entgegen tanzen. Unsere Reisegesellschaft hatte sich in Smyrna um einige Franken vermehrt.

21. Mai 1842.

Gestern Abends und heute den ganzen Tag fuhren wir beständig zwischen Inseln. Die bedeutendsten darunter waren Scio, Samos und Kos, und selbst diese bilden ein garstiges Bild, unwirthliche, kahle Gebirge und öde Gegenden. Nur

auf der Insel Kos sahen wir eine artige Stadt nebst bedeutenden Festungswerken.

22. Mai 1812.

Diesen Morgen liefen wir gleich nach 5 Uhr in den wunderschönen Hafen von Rhodus ein. Erst hier bekam ich die deutliche Vorstellung eines Seehafens. Von allen Seiten ist dieser Hafen von Mauern und Felsstücken umgeben, und nur eine Einfahrt von vielleicht 150 bis 200 Schritten ist dem Schiffer geöffnet. Da kann nun jedes Schiff ruhig liegen, mag der Sturm von außen auch noch so wüthen; der einzige Nachtheil ist, daß das Einlaufen selbst bei ruhiger See eine schwierige Aufgabe, bei stürmischem Wetter aber ganz unmöglich ist.

An beiden Seiten des Hafeneinganges stehen runde Thürme, ihn zu beschützen. Die ehrwürdige Johanniter-Kirche und der Pallast des Komthurs ragen hoch über Häuser und Festungswerke heraus.

Der Schiffskapitän verkündete uns die angenehme Nachricht, daß wir von jetzt bis 3 Uhr Nachmittags die Stunden auf dem Lande zubringen könnten. Kleine Böte umschwärmten schon lange unser Schiff, und so verloren wir keinen Augenblick mehr, uns an das Land setzen zu lassen. Kaum die Erde betreten, hatten wir nichts eifriger zu thun, als nach der Stelle zu forschen, wo einst der berühmte Koloß gestanden haben mag. Wir konnten nichts ermitteln, den weder unsere Bücher noch die hiesigen Menschen vermochten uns mit Bestimmtheit den Ort anzugeben. Wir verließen also die Küste, um uns dafür durch den Anblick der alterthümlichen Stadt zu entschädigen.

Diese Stadt ist mit dreifachen starken Festungswerken umgeben. Über drei Zugbrücken gelangten wir hinein. Sehr überrascht wurden wir durch die schönen Gassen, die wohlerhaltenen Häuser, und die ganz vorzügliche Pflasterung. Die

Hauptstraße, wo die Häuser der ehemaligen (Johanniter) Maltheser-Ritter stehen, ist breit; die Gebäude sind massiv Stein, sie gleichen ordentlichen Festungen. Oberhalb der gothischen Thore prangen die Wappen sammt der Jahreszahl in Stein gemeißelt. Das französische Wappen mit den drei Lilien, und der Jahreszahl 1402 erscheint am häufigsten. Die Kirche und das Haus des Komthurs stehen auf dem höchsten Punkte.

Von außen sieht alles so gut erhalten aus, daß man glauben sollte, die Ritter seien nur ausgezogen, ihr Siegespanier auf das heilige Grab zu pflanzen. Ausgezogen sind sie wohl — um in eine bessere Heimath einzugehen. Jahrhunderte wehen über ihre Asche, die zerstreut in allen Theilen der Welt liegt. Doch ihre Thaten sind gesammelt vor Gott und den Menschen, und bewundert leben sie fort im Angedenken der Letzteren.

Die Kirche, das Haus des Komthurs, und viele andere sind im Innern nicht halb so gut erhalten, wie der erste Anblick vermuthen läßt. Dieß kommt daher, weil der obere Theil der Stadt wenig bewohnt ist. Da herrscht eine schauerliche Leere und Stille. Wir konnten überall ruhig und ungestört herumwandeln, ohne von lästigen Neugierigen begafft oder beleidigt zu werden. Mstr. B., der Engländer, nahm einzelne Skizzen einiger Schönheiten, der gothischen Thore, Fensterwölbungen, Balcone u. s. w. in sein Handzeichenbuch auf, und kein Bewohner trat ihm störend entgegen.

Das Pflaster in der Stadt und selbst in den Straßen, die sich um die Festungswerke ziehen, besteht aus lauter gleichen, schönen Kieselsteinen, oft von bunten Farben, wie Mosaik, und noch so gut erhalten, als ob diese Arbeit erst kürzlich beendet worden wäre. Freilich fährt hier kein belasteter Wagen, der die Steine zermalmt, denn der Gebrauch des Fuhrwerks ist in diesen Gegenden gänzlich unbekannt; alles wird von Pferden, Eseln und Kameelen getragen.

Auf den Wällen stehen noch die Kanonen aus den Zeiten

der Genueſer. Die Lafetten ſind äußerſt plump und die Räder beſtehen aus runden Tafeln ohne Speichen.

Von dieſem Standpunkte aus kann man die Ausdehnung und Stärke der Feſtung vollkommen überſehen. Drei hohe Wälle umgeben die Stadt, die ſo für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, daß ſie faſt unbeſchädigt in ihrer ganzen Pracht noch da ſtehen. An einigen Orten iſt das lebensgroße Bildniß der heiligen Maria an den Mauern der Wälle ausgehauen.

Die Umgebung iſt reizend und gleicht einem wahren Luſtpark. Viele Landhäuſer liegen in dieſem großen Naturgarten zerſtreut. Die Vegetation iſt ſo üppig, wie in Smyrna.

Die Bauart der Häuſer unterſcheidet ſich hier ſchon merklich. An vielen ſind Thürme angelehnt, und die Dächer ſind flach und bilden lauter Terraſſen. Alle ſind aber aus Stein gebaut. Gar ſonderbar kamen mir die mit großen ſteinernen Kanonenkugeln eingefaßten Straßen vor, welche im untern Theile der Stadt liegen und meiſt von Juden bewohnt ſind.

Eben ſo überraſchend war für mich die Tracht des Landvolkes, das ganz ſchwäbiſch gekleidet iſt. Vergebens erkundigte ich mich nach der Urſache dieſer Erſcheinung — in den Büchern, die wir bei uns hatten, fand ich keinen Aufſchluß darüber, und mit den Eingebornen konnte ich nicht ſprechen.

Um 3 Uhr Nachmittags waren wir wieder an Bord, eine Stunde ſpäter ſegelten wir dem offenen Meere zu. Heute ſahen wir nichts mehr als eine lange und hohe Gebirgskette des aſiatiſchen Feſtlandes, Zweige des Taurus. Die höchſten Gipfel ſchimmerten im Abendlichte ſilberweiß, ſie waren mit Schnee bedeckt.

23. Mai 1842.

Heute wurden unſere Sehorgane in ziemlicher Ruhe gelaſſen, wir waren auf hoher See. Erſt ſpät Abends erblickten die Matroſen in weiter Ferne, gleich einer Nebelwolke, die Gebirge von Cypern. Ich hatte kein ſo geübtes Auge, ich ſah

nichts, als abermal den Sonnenuntergang auf dem Meere — ein Schauspiel, von dem ich mir eine viel erhabenere Vorstellung machte. Der Auf- und Untergang der Sonne auf diesem Elemente ist nicht halb so schön, wie in einer großen Gebirgslandschaft. Der Himmel ist gewöhnlich wolkenlos und die Sonne sinkt nach und nach ohne Strahlenbrechung, ohne Farbenspiel in's nasse Grab hinab, und betritt eben so einförmig des Morgens ihre alte Bahn. Wie erhaben ist dagegen dieses Schauspiel auf dem Rigi-Kulm in der Schweiz? Dieß ist fürwahr ein Bild, um in Andacht aufgelöst auf die Knie zu sinken und in lautlosem Staunen Gott in seinen Werken zu bewundern.

24. Mai 1842.

Als ich um 5 Uhr Morgens auf das Verdeck kam, sah ich die Insel Cypern, die, je mehr man ihr naht, desto häßlicher erscheint. Sowohl die Gebirge, als auch der Vordergrund sahen höchst traurig und öde aus. Um 10 Uhr fuhren wir im Hafen von Larnaka ein. Die Lage dieses Städtchens ist eben so häßlich; einer arabischen Sandsteppe ähnlich, ragen einzelne fruchtlose Dattelpalmen über die steinernen dachlosen Häuser.

Ich würde gar nicht an's Land gestiegen seyn, wenn nicht der Herr Doktor Faaslanc, den ich in Konstantinopel kennen gelernt, und der vier Wochen vor meiner Abreise als Quarantaine-Arzt hieher gekommen war, mich abgeholt hätte. Die Straßen von Larnaka sind nicht gepflastert, und wir mußten im eigentlichen Sinne des Wortes bis über die Knöchel in Sand und Staub herumwaten. Die Häuser sind klein, die Fenster unregelmäßig, bald hoch und bald niedrig angebracht, und mit sehr engen hölzernen Gittern versehen. Die Dächer bilden Terrassen. Diese Bauart fand ich in der Folge in ganz Syrien.

Von einem Garten oder grünen Plätzchen war nirgends eine Spur. Die Sandfläche erstreckt sich bis an die Gebirge,

die von dieſer Seite geſehen, ein eben ſo farbloſes ödes Bild gewähren. Hinter dieſen Bergen ſoll die Inſel das Bild einer üppigen Landſchaft bieten. Dahin und nach Nikoſia, der Hauptſtadt der Inſel, von Larnaka 6 Stunden entfernt, kam ich nicht.

Herr Doktor F.... führte mich in ſeine Wohnung, die viel beſſer ausſah, als ich vermuthete, indem ſie aus zwei ſehr großen, hohen Zimmern, man könnte ſagen Sälen beſtand. Eine behagliche Kühle war überall verbreitet.

Öfen oder Kamine ſah ich nicht, denn hier vertritt ſchon eine ziemlich laue Regenzeit die Stelle des Winters. Im Sommer ſoll die Hitze oft unerträglich ſeyn, und bis über 36 Grad Reaum. ſteigen; heute hatten wir in der Sonne 30 Grad nach Reaumur.

Auf eine glückliche Rückkehr in mein theures Vaterland ward mit echten alten Cyperwein getrunken. Ach, werd' ich es wieder erblicken? — Gewiß, wenn meine Reiſe nur halb ſo glücklich fortgeht, wie bisher. Syrien iſt zwar ein böſes Land, und das Klima ſchwer zu ertragen, aber Muth und Vertrauen zu Begleitern, hoffe ich doch meine Aufgabe zu löſen. — Der gute Doktor war in großer Verlegenheit, daß er mir nichts als Cyperwein und einiges Bisquit aus ſeinem Vaterlande ſerviren konnte. Obſt gibt es zu dieſer Zeit noch nicht, und die Kirſchen gedeihen hier nicht mehr, weil das Klima ſchon zu heiß iſt. In Smyrna aß ich die letzten für dieſes Jahr. Als ich mich des Nachmittags wieder eingeſchifft hatte, kam Mſtr. B. in Geſellſchaft des engliſchen Konſuls an Bord, um, wie er ſagte, eine ſo wackere Frau, die es wagen könne, eine ſo große, beſchwerliche Reiſe ganz allein zu unternehmen, kennen zu lernen. Noch mehr wuchs ſein Erſtaunen, als er hörte, ich ſei eine ganz beſcheidene Wienerin. Er war ſo gütig, mir für den Fall der Rückreiſe ſein Haus als Abſteigequartier anzubieten, und mich zu fragen, ob er mir mit einigen Empfehlungsſchreiben an engliſche Kon-

ſulen in Syrien dienen könne. Wie ſehr rührte mich dieſe herzliche Theilnahme von einem ganz fremden Manne, und noch dazu von einem Engländer, die man für kalt und unhöflich hält!

25. Mai 1842.

Heute früh ſah ich Syriens Küſte, die ſich immer herrlicher geſtaltete, je mehr wir ſie in der Nähe betrachten konnten; allein das Ziel dieſer Reiſe, Beirut, blieb uns neidiſch bis auf den letzten Augenblick verborgen. Noch mußte eine Spitze umſegelt werden, und dann erſt erſchien dieß Eden dem entzückten Auge in der ganzen Fülle ſeiner Pracht. Gerne hätte ich auf dieſer kurzen Strecke, von der letzten Spitze bis in den Hafen, das Schiff in ſeinem Laufe angehalten, um dieſen herrlichen Anblick länger zu genießen. Zwei Augen ſind für dieſe Anſicht zu wenig, und der Gegenſtände zu viel, man weiß wahrlich nicht, wohin man ſeine Blicke zuerſt wenden ſoll, auf die Stadt mit ihren vielen alterthümlichen Thürmen, die an die Häuſer angebaut ſind, und ihnen das Anſehen alter Ritterburgen geben — oder auf die vielen Landhäuſer im Schatten üppiger Maulbeerpflanzungen — oder auf das ſchöne Thal, das ſich zwiſchen Beirut und dem Libanon ausbreitet — oder endlich auf das wunderbare Gebirg ſelbſt? Die gewaltigen Formen dieſes großartigen Gebirges, die eigenthümliche Farbe der Felſenmaſſen, der ſchneebedeckte Rücken derſelben, feſſelten meine Aufmerkſamkeit am längſten.

Kaum rollte der Anker in die Tiefe, ſo war ſchon unſer Schiff von einer Menge kleiner Barken umſchwärmt, es ging hier noch viel ſtürmiſcher zu, als in Konſtantinopel. Die halb nackten, ungemein lebhaften Araber oder Fellahs ſind ſo dienſtfertig, daß man ſich ihrer nicht genug erwehren kann. Es wäre nöthig, dieſe armen Leute mit dem Stocke zurückzuweiſen — eine andere Erklärung verſtehen ſie nicht. Da das Waſſer hier ſehr ſeicht iſt, und man ſelbſt mit der kleinen Barke nicht ganz an das Ufer fahren kann, kamen abermals

gleich wieder andere dieſer Braunen Geſtalten durch's Waſſer heran, packten uns unter beſtändigen Streit und Zank auf den Rücken und brachten uns wohlbehalten an das nahe Ufer.

Bevor man mit dergleichen Menſchen als z. B. Barkenführer, Eſeltreiber, Träger u. ſ. w. in Verkehr kommt, thut man ſehr gut, ſich um den Preis zu erkundigen, den man für ſolche Dienſtleiſtungen zu zahlen hat. Ich fragte gewöhnlich den Schiffskapitän oder einen ſchon mit Allem bekannten Reiſenden. Wenn man dieſen Leuten auch das Doppelte des gewöhnlichen Preiſes gibt, ſo ſind ſie dennoch nie zufrieden und begehren ſtets Backſchiſch (Trinkgeld). Darum muß man die erſte Gabe immer ſehr klein einrichten, um noch etwas für das Trinkgeld zu bewahren. Endlich hatte ich das einzige hier beſtehende Gaſthaus des Herrn Battiſta glücklich erreicht, und freute mich ſchon herzlich auf einige Ruhe und Erholung; da erſcholl auf einmal der Schreckensruf: „Kein Platz.“ Wer kann ſich meine bejammernswürdige Lage in dieſem Augenblicke wohl vorſtellen? — Kein zweiter Gaſthof, kein Kloſter, ach gar kein Ort war vorhanden, wo ich Verlaſſene hätte Zuflucht ſuchen können. Dieß vermochte endlich doch ſo viel über den Wirth, daß er mich zu ſeiner Frau führte, und mir eine Privatwohnung zu ſuchen verſprach.

Nun war ich zwar unter Dach und Fach gebracht, aber weder Ruhe ward mir zu Theil, noch ein Winkelchen, um mich umkleiden zu können. Ich ſaß bei der Wirthin von 11 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends — ach, wie lange däuchte mir dieſe Zeit. Ich konnte weder ſchreiben, noch leſen, noch — ſchwätzen, denn weder die Frau noch Kinder ſprachen eine andere Sprache, als die arabiſche. Ich hatte alſo Zeit, das Treiben und Leben dieſer Leute zu ſtudiren, und ſah, daß die Kinder hier bei weitem lebhafter ſind, wie jene in Konſtantinopel, das war eine Beweglichkeit und ein Geſchwätz ſonder gleichen. Die Frau that nach der Sitte dieſes Landes nichts, als mit den Kindern ſpielen oder mit der Nachbarin

plaudern, während der Mann die Küche und den Keller und alle Einkäufe beſorgt und außerdem noch die Gäſte ſelbſt bedient; ja ſogar den Tiſch für Weib und Kinder deckte und beſorgte er. Er erzählte mir, daß ſeine Frau in längſtens 8 Tagen in ein Kloſter nach dem Libanon gehen werde, um dort mit den Kindern während der heißen Jahreszeit zu verweilen.

Welch' Unterſchied zwiſchen einer Orientalin und einer Europäerin!!

Die Hitze fand ich auf dem Meere bisher noch immer recht erträglich, ein ſanfter Wind fächelte uns beſtändig Kühlung zu und ein ſchützendes Zelt gegen die Sonnenſtrahlen war über uns ausgeſpannt. Aber welch ein Abſtand, wenn man das Land betritt! — Hier ſaß ich im Zimmer und die Schweißtropfen perlten beſtändig an meiner Stirne. Erſt jetzt fing ich an zu fühlen, was es heiße, ſich unter der tropiſchen Sonne zu befinden. Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo mir ein Zimmer zugewieſen würde, um Wäſche und Kleider zu wechſeln; doch ſo gut ſollte es mir heute nicht ergehen, denn um 5 Uhr kam die Botſchaft von Mr. B. mit der angenehmen Nachricht, daß er ſich erkundigt und erfahren habe, man könne weiter reiſen, indem von den Druſen und Maroniten auf dieſem Wege gar nichts zu befürchten wäre und die Peſt nur in ſolchen Orten herrſche, die wir ohnedieß nicht zu betreten hätten. Er habe ſchon einen Diener gemiethet, der zugleich Koch und Dragoman (Dolmetſch) vorſtelle, Lebensmittel und Kochgeſchirre ſeien gekauft und Plätze auf einer arabiſchen Barke beſtellt. Ich hätte nichts anderes zu thun, als um 6 Uhr am Ufer zu ſeyn, wo mich ſein Diener erwarten würde. Dieſe angenehme Nachricht verſetzte mich in die heiterſte Stimmung. Ich vergaß auf Hitze und Ermüdung, dachte an keinen Wäſchwechſel, ſondern ſchnürte mein Bündelchen und eilte an's Ufer. Von der Stadt ſah ich nur einige Straßen, in denen es ſehr lebhaft zuging. Eben ſo ſah ich viele Beduinen und Araber, die nur mit einem Hemde bekleidet waren und

sehr braun aussahen. Ich war vor der Hand nicht so begierig, die Stadt Beirut und ihre Umgebung genauer zu besehen, da ich ja bald wieder zurückkehren und dann das Versäumte nachzuholen gedachte.

Vor Sonnenuntergang saßen wir schon auf dem Fahrzeuge, das uns nach dem so sehnlich gewünschten heil. Boden, nach Jaffa tragen sollte. Alles war in Ordnung, nichts fehlte, als die Hauptsache — der Wind.

Dampfschiffe gehen von Beirut nach Jaffa nicht, man muß sich mit Barken begnügen, die weder Reinlichkeit noch Bequemlichkeit bieten, wo man keine Kajüte, kein Zelt findet, und die Tage und Nächte unter freiem Himmel zubringen muß. Die Ladung dieser Barke bestand aus Töpferwaaren und aus Reis und Korn in Säcken geladen.

Es ging gegen Mitternacht und noch saßen wir im Hafen, kein sanfter Wind schwellte die Segel.

Ich hüllte mich fest in meinen Mantel und lagerte mich in Ermanglung einer Matraze, auf die Säcke; doch war mein Körper noch zu wenig ermüdet, um auf solch ungewohntem Lager Ruhe finden zu können. Mißmuthig erhob ich mich wieder und betrachtete mit neidischen Blicken die nicht sanft schlummernden, sondern tapfer schnarchenden Araber, die rings herum ebenfalls auf den Säcken gelagert waren. Um meiner armen Seele einen poetischen Schwung zu geben, versenkte ich mich in Betrachtung der unnachahmlichen Landschaft bei Mondbeleuchtung, wobei es aber nicht ohne Gähnen abging. Meinem Gefährten mag es nicht anders ergangen seyn, denn auch er verließ dieß weiche Lager und starrte verdrießlich in's Weite. Endlich gegen 3 Uhr Morgens, den

26. Mai 1842

erhob sich ein leises Lüftchen, zwei, drei Segel wurden aufgehißt, und langsam und leise trieben wir dem Meere zu.

Mr. B. hatte mit dem Schiffskapitän bedungen, so nahe als möglich an der Küste zu fahren, damit wir die an ihr

liegenden Städte sehen konnten. Anlegen durfte er unterwegs nicht, außer bei Cäsarea, denn in Sur und an mehreren andern Orten war die Pest.

Dergleichen Verträge muß man schriftlich auf dem Konsulat machen, und nie mehr als die Hälfte des Preises im Vorhinein zahlen. Mit der andern Hälfte müssen die Leute stets im Zaum gehalten werden. Selbst bei der größten Vorsicht geht es selten ohne Streit und Zank ab; da muß man nur gleich Anfangs sein Recht behaupten und nicht in der geringsten Sache nachgeben; auf diese Art allein verschafft man sich Ruhe.

Gegen 7 Uhr früh kamen wir an der Stadt und Festung Saida vorüber. Die Stadt nimmt sich gut aus und besitzt einige große Häuser. Die Festung ist durch eine kleine Bucht des Meeres von der Stadt getrennt, und durch eine hölzerne Brücke mit ihr in Verbindung gesetzt. Sie sieht sehr zerstört aus, mehrere Breschen sind noch in demselben Zustande wie nach der Eroberung durch die Engländer im Jahre 1840 und ein Theil des Mauerwerks liegt im Meere. Im Hintergrunde sieht man auf einem Berge Ruinen, wie von einer alten Burg.

Der nächste Ort, den wir sahen, war Sarepta, wo der Prophet Elias von der armen Witwe während einer Hungersnoth ernährt wurde.

Der Libanon wird nun immer nieder und niederer; dagegen erhebt sich sein Namensgefährte, der Antilibanon. Er ist eben so hoch, wie ersterer, und ihm auch in der Form ganz gleich. Beide sind mit Schneefeldern durchzogen. Zwischen ihnen steht ein dritter Bergkoloß, der Hermonie.

Nun folgte die Stadt Tyrus oder Sur, jetzt einsam und verödet, denn die größte Geißel der Menschheit, die Pest herrscht daselbst im hohen Grade. Man sieht einige verfallene Festungswerke, und mehrere Fragmente von Säulen, die zerstreut am Ufer liegen.

Und nun sollte ich Orte schauen, nach welchen sich viele sehnen, und derer Anblick doch nur wenigen zu Theil wird; mit klopfendem Herzen sah ich unverwandt nach der Gegend, wo ich endlich die Stadt St. Jean d'Acre und im Hintergrunde den Berg Kamel, von den Meereswogen umspült, erblickte. Dieß also ist der heilige Boden, auf welchem Christus für uns Menschen gewandelt ist. Beide sieht man schon aus großer Ferne.

Die Nacht senkte sich zum zweiten Male mild und heiter über die Erde, allein mir brachte sie wieder keine Ruhe. Daß man sich doch die Bequemlichkeit eben so schnell ab- als angewöhnen könnte! Wie leicht wäre dann das Reisen; so aber kostet es gar manchen Kampf, sich von den Beschwerden nicht abschrecken zu lassen. Doch nur Geduld, dachte ich, es wird schon noch ärger kommen, — sollte ich glücklich zurückkehren, werde ich abgehärtet seyn, gleich einem Eingebornen.

Unsere Mahlzeiten und unser Getränk waren einfach, wie unsere Barke und unsere Schlafstätte. Pillav hatten wir des Morgens, Pilav des Abends, und lauwarmes Wasser mit etwas Rhum gemischt, war unser Getränk.

Von Beirut bis in die Nähe von St. Jean d'Acre ist die Küste, so wie ein ziemlich breiter Streif des Landes, unfruchtbar und versandet. Bei St. Jean d'Acre ändert sich alles — man sieht wieder hübsche Landhäuser, umgeben von Pomeranzen und Zitronen-Pflanzungen und eine großartige Wasserleitung, die das liebliche Thal durchschneidet. Nur der Berg Karmel ist öde und unfruchtbar und bildet einen grellen Gegensatz zu dieser blühenden Landschaft; er ragt weit in das Meer hinaus und trägt auf seinem Rücken ein großes, schönes Kloster.

Die Stadt St. Jean d'Acre und ihre Festungswerke sind seit dem letzten Kriege vom Jahre 1840 noch ganz zerstört und seufzen vergebens nach einer Wiederherstellung. Häuser und Moscheen sind voll Kugeln und Löcher. — Alles

liegt und steht noch, als wäre der Feind erst gestern abgezogen. Sechs Kanonenschlünde sind drohend auf dem Walle aufgepflanzt. — Stadt und Festung liegen meerumgürtet auf einer Erdzunge.

27. Mai 1842.

In der Nacht kamen wir nach Cäsarea. — Mit wahrer Demosthenischer Beredsamkeit suchte uns der Schiffspatron von dem Vorsatze, hier zu landen abzubringen; er stellte uns die Gefahren vor, denen wir ausgesetzt wären, und was wir Alles von den Beduinen und den Schlangen zu befürchten hätten; erstere pflegen hordenweise sich in den Ruinen aufzuhalten, um die Reisenden von ihren Effekten und ihrer Barschaft zu befreien, sie wissen aus Erfahrung, daß solche Orte nur von neugierigen, wohlhabenden Franken besucht werden, darum sind sie hier beständig auf der Lauer, gleich den einstmaligen gemüthlichen Raubrittern des guten alten deutschen Reiches. Ein eben so gefährlicher Feind sind die vielen Schlangen, die in dem alten Gemäuer und auf dem wild bewachsenen Boden den darüber Schreitenden bei jedem Tritte lenbensgefährlich werden können. Wir wußten dieß alles sehr genau, theils aus Reisebeschreibungen, theils aus mündlichen Überlieferungen, allein es that unserer Neugierde keinen Einhalt. —

Dem Kapitän selbst war es weniger der Gefahr wegen, als um den Zeitverlust zu thun, darum suchte er uns von dieser Exkursion abzuhalten; doch es half ihm alles nichts, — er mußte Anker werfen, den Tag erwarten, und uns dann auf dem Boote an's Land setzen.

Unsere Waffen bestanden aus Sonnenschirmen und Stöcken (letztere trugen wir, um das Gesträuch zu sondiren); unsere Begleitung aus dem Kapitän, dem Diener und zwei Matrosen.

Wir trafen richtig zwischen den Ruinen einige verdächtige Gestalten, herumstreifende Beduinen. Zum fliehen war

es zu spät; wir gingen ihnen daher herzhaft entgegen, sahen sie furchtlos und freundlich an, sie uns desgleichen, und damit war alles abgethan. Wir stiegen von einer Ruine zur andern, und hielten uns gewiß über zwei Stunden auf, ohne von diesen Leuten und noch weniger von Schlangen beunruhigt zu werden. Von den letzteren sahen wir nicht einmal eine einzige.

Ruinen sind da im Ueberflusse vorhanden. Ganze Seitenwände und Mauern, die wohl Privathäusern, aber keinen Tempeln oder Prachtgebäuden angehört haben mögen, stehen noch beinahe unversehrt da. Stücke von Säulen liegen in Menge zerstreut herum, aber ohne Fries, Kapitäler und Fußgestelle.

Ein ganz eigenes nie gekanntes Gefühl erweckte es in mir, auch da zu gehen, wo Christus ging. Jeden Fleck, jedes Gebäude betrachtete ich mit doppeltem Interesse. Vielleicht, dachte ich, betrete ich diese Stelle, dasselbe Haus, das einst von Jesus besucht wurde. Glücklich und selig kehrte ich auf unsere Barke zurück.

Um 3 Uhr Nachmittag befanden wir uns hart unter Jaffa's Mauern. Das Einlaufen in den Hafen, der sehr versandet ist, wird als gefährlich geschildert. Man sagte uns, wir würden manche Trümmer gestrandter Schiffe und Barken sehen; doch so sehr ich meine Augen anstrengte, — ich gewahrte nicht das Geringste. Wir liefen glücklich ein, und so mit war diese kleine Reise beendet, auf der ich viel Interressantes und Neues an Gegenständen gesehen, und auch das Leben der Matrosen kennen gelernt hatte. Oft, wenn Windesstille eintrat, lagerten sich unsere Araber auf den Boden, bildeten einen Kreis, sangen Lieder, die aber so eintönig und harmonielos klangen, als man es sich nur denken kann; dazu klatschten sie in die Hände und erhoben zeitweise ein hölzernes Gelächter dazu. Ich fand nicht nur nichts Anziehendes an dieser Unterhaltung — im Gegentheil, es machte

auf mich einen melancholiſchen Eindruck, wenn man ſieht, wie weit dieſe guten Menſchen noch in Allem zurück ſind.

Die Tracht dieſer Leute war höchſt einfach: ein Hemd deckte nothdürftig ihre Blöße, und ein Tuch um den Kopf geſchlagen, ſchützte ſie vor dem Sonnenſtiche. Der Kapitän zeichnete ſich nur durch den Turban aus, der gar komiſch zur übrigen halb nackten Geſtalt paßte. Ihre Koſt beſtand aus einem einzigen warmen Gerichte, das ſie Abends aßen, entweder Pilav oder Hülſenfrüchte. Während des Tages begnügten ſie ſich mit Brot, und manchmal einer Gurke dazu. Ihr Getränk war Waſſer.

Die Stadt Jaffa hat ein ganz eigenthümliches Ausſehen. Sie erſtreckt ſich vom Strande des Meeres bis an die Spitze eines ziemlich bedeutenden, ganz einzeln ſtehenden Hügels. Die untere Straße, von einer Mauer umgeben, ſcheint breit zu ſein, die übrigen laufen auf den Höhen und ſcheinen auf den unter ihnen liegenden Häuſern zu ruhen. Von der Barke aus geſehen, hätte man behaupten mögen, daß die Menſchen auf den platten Dächern herum wandelten.

Da in Jaffa weder ein Gaſthof, noch ein Kloſter, das Reiſende beherbergt, iſt, ſo ging ich zum k. k. öſterreichiſchen Konſul, Herrn Da..., der mich recht herzlich aufnahm und bei ſeiner Familie einführte, die nebſt der Frau aus drei Töchtern und eben ſo vielen Söhnen beſteht. Ihre Tracht war türkiſch. Die Töchter, worunter zwei ausgezeichnet ſchön waren, trugen weite Beinkleider, eine Binde um die Mitte und einen Kaftan darüber. Auf dem Kopfe hatten ſie einen kleinen Feß, die Haare waren in fünfzehn bis zwanzig kleine Flechten getheilt, und mit kleinen Goldmünzen durchzogen. Am Ende jedes Zöpfchens war eine etwas größere befeſtigt. Den Hals ſchmückte ein Collier von Goldmünzen. Eben ſo war auch der Anzug der Mutter. Wenn ältere Frauen wenig oder keine Haare haben, ſo erſetzen ſie durch künſtliche Seidenzöpfchen, was die Natur nicht mehr gewährt.

Das Anheften der Münzen ist in Syrien so gebräuchlich, das daß ärmste Weib, Mädchen oder Kind, so viel als möglich davon an sich trägt. Wenn es keine Goldmünzen sind, so begnügen sie sich mit Silbergelde, und wenn sogar dieses mangelt, mit Kupfer- oder sonstiger kleinen Scheidemünze.

Der Konsul und seine Söhne waren ebenfalls türkisch gekleidet, nur hatte der Vater statt des Turbans einen alten dreieckigen Hut auf dem Kopf, was über alle Beschreibung lächerlich aussah. Eine Tochter und ein Sohn dieses guten, halb türkisch und halb europäisch gekleideten Mannes waren einäugig, ein Gebrechen, welches in Syrien ziemlich häufig vorkommt. Man schreibt es der trockenen Hitze, dem feinen Sandstaube und dem grellen Lichte der Kalkgebirge zu.

Da ich in Jaffa zeitlich ankam, so ging ich in Begleitung eines Sohnes des Herrn Konsuls in der Stadt und deren Umgebung umher. Die Stadt gleicht an Schmutz, Unebenheiten u. dgl. allen bisher gesehenen. Nur die untere Straße am Meere ist breit und belebt, und wird immer von vielen beladenen und unbeladenen Kameelen durchzogen. Der Bazar besteht aus jämmerlich hölzernen Buden, deren Inhalt gemeine Lebensmittel und ganz gewöhnliche Waaren sind.

Die Umgebung ist schön und äußerst fruchtbar. Große und viele Gärten mit Obstbäumen von allen Gattungen südlicher Früchte, und mit der undurchdringlichen Hecke des indianischen Feigenbaumes umpflanzt, bilden einen Halbkreis um den untern Theil der Stadt.

Der indianische Feigenbaum, den ich hier zum erstenmale erblickte, sieht sonderbar aus. An dem Stamme, welcher sehr niedrigist, sprossen 1 Schuh lange, ½ Schuh breite und ½ Zoll dicke Blätter hervor. Selten bildet der Baum Äste, sondern ein Blatt entsproßt dem andern, und auf dem äußeren

Blättern ſetzt ſich die Frucht an, die 2 bis 3 Zoll lang ſeyn mag. Oft ſetzen ſich 10 bis 20 ſolcher Feigen an ein Blatt an.

Ich konnte nicht begreifen, wie alle Bäume in dieſen heißen Ländern, ohne erquickenden Regen, ſo friſch und ſchön ausſehen können. Hier fand ich die Erklärung in den vielen Kanälen, welche die Gärten durchſchneiden und künſtlich bewäſſern. Auch der ſtarke Thau und die kühlen Nächte erfriſchen die bei Tag hinwelkende Natur. Aber eine Hauptzierde unſerer Gärten fehlt jenen ganz, nämlich ein ſchöner Waſen mit Feldblumen. Hier wächſt der Baum und das Gemüſe aus rein ſandigen oder ſteinigen Boden hervor, was der Schönheit der Anſicht wohl von Ferne nicht ſchadet, aber in der Nähe eine etwas unangenehme Überraſchung bietet. Von Blumen ſah ich gar nichts.

Um Jaffa iſt Alles dergeſtalt mit tiefem Sande umgeben, daß man bei jedem Schritte bis über die Knöchel hineinſinkt.

Herr Konſul D.. verſieht zwei Konſulate, das Öſterreichiſche und das Franzöſiſche, hat aber von beiden nichts als die Ehre. Für manche iſt dieß viel, für die Meiſten aber ein wirkliches Nichts. Doch dieſe Familie ſcheint viel auf Ehre zu halten, denn ſtets vererbte ſich dieſe Stelle vom Vater auf den Sohn. Auch der jetzige aspirirt ſchon auf dieß Amt.

Abends wohnte ich bei meinen freundlichen Wirthen einem echt orientaliſchen Gaſtmahle bei.

Auf der Terraſſe des Hauſes wurden Matten, Teppiche und Polſter ausgebreitet und in die Mitte ein ganz niedriges Tiſchchen geſtellt. Um dieſes lagerte oder ſetzte ſich die Familie mit untergeſchlagenen Beinen herum. Mir gab man einen Stuhl, der aber höher war als das Tiſchchen. Auch legte man für mich und den Herrn Konſul alte Eßbeſtecke, aus irgend einer Rumpelkammer hervorgeſucht, neben die Teller;

die übrigen hatten Messer und Gabel an der Hand, nämlich: die Finger.

Die Gerichte sagten mir gar nicht zu. Ich war noch zu sehr Europäerin und zu wenig bei Eßlust, um nur erträglich zu finden, was diesen guten Leuten ein Hochgenuß schien.

Das erste Gericht bestand aus einem leckeren Pilav, zusammengesetzt aus Schöpfenfleisch, Gurken und viel Gewürz, wodurch es für meinen Gaumen viel unschmackhafter war als der gewöhnliche Pilav. Dann folgten aufgeschnittene Gurken mit etwas Salz, jedoch Essig und Oel, die Hauptsache erwartete ich vergebens, ich mußte sie so hinabschlucken. Hierauf kam Reis in Milch gekocht und mit einer solchen Portion Rosenöhl gewürzt, daß mich schon der Geruch allein übersättigte. Endlich erschien der Nachtisch, bestehend aus kleinen ungeschälten Gurken, — die meine Tischgenossen mit Haut und Haar gar säuberlich verspeisten — einen alten Schafkäse und gebrannten Haselnußkernen. Das Brot ist flach, wie Pfannenkuchen, und wird nicht in Öfen, sondern auf Platten oder heiße Steine gelegt, und wenn es unten gebacken ist, auf die andere Seite gewendet. Übrigens schmeckt es dennoch besser, als man vermuthet.

Unser Tischgespräch war höchst interessant. Einige der Familie sprachen etwas Weniges italienisch, und selbst dieß Wenige mit so viel griechischen Dialekt, daß ich mehr errathen mußte, was man sagen wollte. Gewiß ging es ihnen eben so mit mir. Der Herr Konsul behauptete zwar, sehr gut französisch zu können, allein für diesen Abend schien es seinem Gedächtnisse so ziemlich entfallen zu seyn. Gesprochen wurde viel, verstanden wenig. Eine Sache, die sich oft in gelehrten Zirkel ereignen soll, wie man sagt; desto weniger hatte es also bei uns zu bedeuten.

Gurken hat man in Syrien eine Menge Sorten, sie sind eine Lieblingsspeise der Armen und Reichen. Ich fand jedoch keine Gattung schmackhafter, als unsere heimische Gurke.

Die zweite Lieblingsfrucht iſt die Waſſermelone, hier Baſtek genannt, die ich auch nicht größer und ſchmackhafter wie jene im ſüdlichen Ungarn fand.

Das Haus des Konſuls ſieht ſehr groß aus, die Bauart desſelben iſt ſo regellos, daß man in dem großen Raum ſehr wenig Bequemlichkeit und nur wenige Gemächer findet. Die Zimmer ſind groß und hoch, äußerſt nothdürftig eingerichtet und etwas unordentlich gehalten.

Ich ſchlief in dem Zimmer der verheiratheten Tochter, wären aber nicht Betten darin geſtanden, ich würde dieſes Gemach eher für ein altes Magazin, als für ein Schlafzimmer angeſehen haben.

28. Mai 1842.

Um 5 Uhr früh holte mich der Diener des M. B. zur Fortſetzung unſerer Reiſe ab. Ich kam zum engliſchen Konſul, und traf dort weder ein Pferd noch irgend Etwas zum Aufbruche vorbereitet. Auf ſolche Unordnungen muß man im Orient immer gefaßt ſeyn. Man kann ſehr froh ſeyn, wenn Pferde und Mucker (eine Benennung für Pferde- und Eſeltreiber) nur um einige Stunden ſpäter kommen, als ſie beſtellt ſind. So kamen auch unſere Pferde, ſtatt um 4 Uhr, erſt um halb ſechs Uhr. Unſer Gepäck war bald aufgeladen, denn wir ließen das meiſte in Jaffa, und nahmen nur das höchſt Nöthige mit.

Schlag 7 Uhr ritten wir aus Jaffa's Thoren und kamen gleich außer der Stadt an einem großen Brunnen vorüber, deſſen Baſſin von Marmor iſt. An ſolchen Plätzen herrſcht beſtändig die größte Lebhaftigkeit, und nirgends anders kann man ſo viele Weiber und Mädchen ſehen, wie da.

Der Anzug des weiblichen Geſchlechtes von der ärmeren Klaſſe beſteht aus einem blauen Hemde, das ſich ganz oben anſchließt und bis hinab über die Fußknöchel geht. Den Kopf und das Geſicht verhüllen ſie ganz, oft laſſen ſie nicht einmal

Öffnungen für die Augen. Dagegen ſieht man auch wieder welche, die das Geſicht unverhüllt haben, dieß iſt aber die bedeutend kleinere Zahl.

Sie tragen die Waſſerkrüge auf dem Kopfe oder auf der Achſel, gerade ſo, wie vor mehreren tauſend Jahren, ſo wie man ſie auf den älteſten Bildern gezeichnet findet. Aber von Grazie im Gange, von Anmuth in ihren Bewegungen und von Schönheit des Körpers oder Geſichtes, wie manche Schriftſteller behaupten, ſah ich leider nichts — dagegen Schmutz und Armuth, und zwar mehr, als ich erwartete.

Zwiſchen Gärten fortreitend, begegneten wir alle Augenblicke einer kleinen Karavane von Kameelen.

Gleich außer den Gärten erblickt man die große und fruchtbare Ebene Saron, die ſich über vier Stunden in die Länge zieht und noch mehr in die Breite auszudehen ſcheint. Hin und wieder ſind Ortſchaften auf Hügeln gebaut und das Ganze gewährt das Bild einer ſehr fruchtbaren und bewohnten Gegend, wir ſahen auch überall große Herden von Schafen und Ziegen, von welchen die Letztern meiſtens ſchwarz oder braun ſind, und ſehr lange, herabhängende Ohren haben.

Den Vordergrund der Landſchaft bildet das Judäer Gebirg, das aus lauter kahlen Felſen zu beſtehen ſcheint.

Nachdem wir ungefähr zwei Stunden in dieſer Ebene, die aber nicht ſo ſandig iſt, wie die nahe Umgebung von Jaffa, geritten waren, kamen wir zu einer Moſchee, hielten daſelbſt ein Viertelſtündchen an, und verzehrten unſern Morgenimbiß, der aus hart geſottenen Eiern nebſt einem Stückchen Brot und lauwarmen Ciſternenwaſſer beſtand. Unſeren armen Thieren erging es nicht einmal ſo gut — die bekamen nichts, als Waſſer.

Den Ort verlaſſend und den Weg über die Ebene fortſetzend, hatten wir nicht nur ſchrecklich von der Hitze, welche auf 30 Grad Reaum. ſtieg, zu leiden, ſondern auch von einer Gattung kleiner Mücken, die uns in großen Schwärmen um-

gaben, sich in Nase und Ohren und überall einnisteten, und uns so quälten, daß wir alle Geduld und Standhaftigkeit zusammenfassen mußten, um nicht auf der Stelle umzukehren. Zum Glücke trafen wir diese Quälgeister nur in jenen Gegenden wo, das Getreide bereits geschnitten noch auf dem Felde laz. Sie sind nicht viel größer als Stecknadelköpfe, und gleichen mehr den Fliegen, als den Mücken. Wo man sie trifft sind sie stets in großer Menge vorhanden und stechen so gewaltig, daß man nicht selten blutige Beulen davon trägt.

Die Vegetation war hier der Jahreszeit schon so vorangeeilt, daß wir bereits an vielen Stoppelfeldern vorüberkamen, und das Getreide zum Theil schon eingetragen fanden. In ganz Syrien und auch in dem Theile von Egypten, in welchen mich die Reise später führte, sah ich niemals Feldfrüchte, Holz, Steine u. s. w. einführen, sondern immer tragen. In Syrien begriff ich es wohl, da sind die Wege daran Ursache, denn außer den vier oder fünf Stunden über die Ebene von Saron ist der Boden zu steinig und uneben, daß man selbst mit den kleinsten und leichtesten Wagen nicht fortkommen würde. In Egypten jedoch ist dieß nicht der Fall, und dennoch der Gebrauch der Wagen nicht eingeführt.

Komisch sieht es aus, wenn man oft ganze Züge von kleinen Eseln sieht, die so hoch und breit von allen Seiten mit Getreide belastet sind, daß man weder Kopf noch Füße erblickt. Die Garben scheinen sich selber fortzuschieben, als ob sie durch Dampf getrieben würden. Kaum ist solch ein Zug vorüber, so erscheinen graue hohe Köpfe und rund umher thurmhohe Ladungen, daß man vermeint, Frachtwägen und nicht die Thiere der Wüste, die Kameele, daher kommen zu sehen. Immer und immer ist die Aufmerksamkeit des Reisenden mit so vielartigen fremden Gegenständen beschäftiget, die er wohl nie in der Heimath erblicken kann.

Gegen 10 Uhr kamen wir nach Ramla, welches auf einer kleinen Anhöhe liegt, und schon von weiter Ferne sicht-

bar iſt. Noch ehe wir das Städtchen erreichten, paſſirten wir ein Olivengehölz. Wir ließen die Pferde unter einem ſchattigen Baume ſtehen, und gingen rechts in das Gehölz, ungefähr 10 Minuten weit, bis zu einem Thurme, dem Thurme der vierzig Märtyrer, der in den Zeiten der Tempelritter in eine Kirche verwandelt worden war, und jetzt Derwiſchen zum Wohnorte dient. Es iſt eine Ruine, und kaum begreift man, wie noch Menſchen darin hauſen können.

In Ramla hielten wir nicht an. Das Kloſter ſteht auf demſelben Platze, wo einſt das Haus Joſef's von Arimathäa ſtand.

Die Klöſter gleichen in Syrien mehr Feſtungen, als friedlichen Wohnungen. Sie ſind gewöhnlich mit hohen, feſten Mauern umzogen, und mit Schießſcharten verſehen. Die große Pforte iſt immer feſt verſchloſſen, oft von innen noch überdieß verrammelt und befeſtigt; nur ein ganz kleines Pförtchen wird dem Ankömmlinge geöffnet, und dieß nur, wenn Frieden und keine Peſt im Lande herrſcht.

Endlich um Mittag kamen wir an das judäiſche Gebirge. Hier muß man Abſchied nehmen von dem ſchönen fruchtbaren Thale und von dem herrlichen Wege. Es beginnt die ſteinige Region, aus der man ſich nicht leicht wieder herausarbeitet.

Gleich am Eingange des Gebirges liegt links ein höchſt ärmliches Dörfchen, und in deſſen Nähe eine Ciſterne, an welcher wir Raſt machten, um uns und unſere armen Thiere zu tränken. Nur mit vieler Mühe und etwas Geld gelang es uns, ein Bischen Waſſer zu erhalten, denn alle Kameele, Eſel, Pferde, Ziegen und Schafe von nah und fern waren hier verſammelt, und leckten begierig jeden Tropfen dieſes Elementes auf. Ich trank hier ein Waſſer, ſo ſchmutzig, trüb und lau, daß ich wohl nie gedacht hätte, noch froh ſeyn zu müſſen, mit ſo eklichem Getränke meinen Durſt zu ſtillen. Wir füllten neuerdings unſere ledernen Flaſchen, und zogen

wohlgemuth den steinigen Pfad entlang, der oft so schmal wurde, daß wir nur mit großer Mühe und vieler Gefahr den uns entgegenkommenden Kameelen ausweichen konnten. Ein Glück, daß meistens einige dieser Thiere Glöckchen an dem Halse tragen, und man bei Zeiten durch den Schall aufmerksam gemacht, Vorkehrungen treffen kann.

Die Beduinen und Araber haben gewöhnlich nichts als ein Hemd an, das ihnen oft kaum bis an's Knie reicht. Der Kopf ist mit einem Leinwandtuch bedeckt, um welches ein dicker Stick zweimal gewunden ist, was sich sehr gut ausnimmt. Manche haben noch über ihr Hemd einen gestreiften Kotzen. Die Füße sind nackt. Die Reichern unter ihnen, oder ihre Häuptlinge, tragen mitunter Turbane.

Nun geht es immer aufwärts, in Schluchten zwischen Felsen und Gebirgen, über Steingerölle fort. Hin und wieder sieht man einige Ölbäume aus den Felsenrißen hervorsproßen. So häßlich dieser Baum auch ist, in diesen öden Gegenden gewährt er doch dem Auge einen freundlichen Anblick. Manchmal erklimmt man Höhen, von welchen man weit über die Ebene, bis hin an das Meer sieht. Solche Ansichten begeistern noch mehr das Gefühl, das gewiß jeden Reisenden erfaßt, wenn er denkt, wo er wandelt und wohin sein Ziel gerichtet ist. Jeder Schritt, der weiter führt, leitet an religiös merkwürdigen Stellen vorüber, — jede Ruine, jedes Bruchstück eines Thurmes oder einer Burg, über die sich terassenförmig die schroffen Felsenwände erheben, spricht von längst vergangener Zeit.

Nach einem fünfstündigen unausgesetzten Ritte vom Eingange des Gebirges auf diesem schlechten Wege, ward mir durch die ungewohnte Hitze, und durch den gänzlichen Mangel an Labung und Erholung, plötzlich so übel und schwindlich, daß ich mich auf dem Pferde kaum mehr zu erhalten vermochte. Obwohl wir schon im Ganzen, nämlich von Jaffa bis hieher, eilf Stunden geritten waren, wollte ich aus Angst,

daß Mr. B. mich nicht für schwach und kränklich hielte, und mich am Ende von Jerusalem nicht mehr zurück nach Jaffa nähme, ihm meine Ermüdung und mein Unwohl nicht gestehen. Ich stieg also vom Pferde ehe ich herabfiel, und ging zitternd und schwankend neben her, bis ich mich wieder so viel erholt hatte, um aufsitzen zu können. Mr. B. hatte sich vorgenommen, den Ritt von Jaffa bis Jerusalem, eine Tour von sechszehn Stunden, in einem Zuge zu machen. Er fragte mich zwar, ob ich mich stark genug fühle, dieß auszuhalten; ich wollte aber seine Güte nicht mißbrauchen und versicherte ihn, daß ich schon noch fünf bis sechs Stunden reiten könne. Glücklicherweise befielen ihn kurze Zeit nach diesem Vorschlage dieselben Zustände, die früher mir zu Theil geworden, und nun meinte er, es wäre doch besser, im nächsten Dorfe einige Stunden auszuruhen, da wir ohnehin die Thore von Jerusalem vor Sonnenuntergang nicht mehr erreichen konnten. Ich pries Gott im Stillen für diesen glücklichen Zufall, und stellte das Ruhen oder Gehen ganz seinem Willen anheim, weil ich schon sah, daß er das erstere im Sinne hatte, und so erreichte ich meinen Zweck, ohne meine Schwäche gestehen zu müssen. Wir blieben also im nächsten Dorfe Kariet el Aneb, dem einstmaligen Emmaus, wo Jesus den Jüngern begegnete, und wo man noch ziemlich gut erhaltene Ruinen einer christlichen Kirche sieht, die jetzt in einen Stall verwandelt ist. Hier herrschte vor mehreren Jahren ein berüchtigter Räuber und zugleich Scheikh des Ortes, der keinen Franken durchließ, ohne nach Willkühr Tribut von ihm erpreßt zu haben. Seit der Regierung Mehemed Ali's hörte dieß auf, so wie auch in Jerusalem, wo man ebenfalls früher den Eintritt in die Grabeskirche und in andere heilige Orte bezahlen mußte. Selbst von Räubereien, die sonst in diesen Gebirgen an der Tagesordnung waren, hört man jetzt äußerst selten etwas.

Wir nahmen Besitz von der Vorhalle einer Moschee,

in deren Nähe die herrlichſte Quelle aus einer Grotte hervorſprudelte. Nicht bald erquickte und ſtärkte mich etwas ſo, wie dieſe Quelle. Ich erholte mich in Kurzem und genoß noch einen recht freundlichen und herrlichen Abend.

Kaum erfuhr der Scheikh des Dorfes, daß Franken da ſeien, als er uns vier oder fünf Gerichte ſandte, wovon aber für unſern Gaumen nur die ſaure Milch genießbar war. Die übrigen Gerichte, ein Gemiſch von Honig, Gurken, hart geſottenen Eiern, Zwiebel, Oel, Oliven u. ſ. w., überließen wir großmüthig dem Dragoman und dem Muker, die bald damit fertig wurden. Eine Stunde ſpäter kam der Scheikh ſelbſt, uns ſeine Aufwartung zu machen. Wir lagerten uns auf die Terraſſen der Vorhalle, die Männer rauchten und tranken Kaffee. Dabei wurde ein Geſpräch geführt, das der Dragoman überſetzte, und das ſehr langweilig war. Endlich fiel es dem Scheikh doch ein, daß wir von der Reiſe ermüdet ſeien. Er nahm Abſchied und verſprach uns unaufgefordert, zwei Mann Wache zu ſenden, was er auch that. Wir konnten alſo mit größter Sicherheit unter freiem Himmel mitten in einem türkiſchen Dorfe, zur Ruhe gehen.

Noch ehe wir uns der Ruhe überließen, bekam mein Reiſegefährte den höchſt originellen Einfall, um Mitternacht aufzubrechen. Er fragte mich zwar, ob ich Angſt hätte, meinte aber, daß man um dieſe Zeit ſicherer wäre, wie gegen Morgen; um Mitternacht würde man gewiß Niemanden auf einem ſo gefährlichen Wege vermuthen. Ich hatte wohl ein Bischen Furcht, allein mein Ehrgeiz erlaubte mir nicht, die Wahrheit zu geſtehen, und ſomit erhielten unſere Leute den Befehl, um zwölf Uhr zur Weiterreiſe bereit zu ſeyn.

So zogen wir vier Perſonen um Mitternacht, ohne alle Waffen durch die ödeſten und ſchrecklichſten Gegenden. Zum Glück ſah der Mond ſo freundlich lächelnd auf uns herab und beleuchtete die Pfade, daß die Pferde mit feſtem Tritt über Stock und Stein dahin ſchreiten konnten. Wie ſo manches

Schattenbild schreckte mich nicht! Ich sah Leben und Bewegung, Gestalten von Riesen und Zwergen, bald auf uns zueilend, bald sich hinter Felsenmassen verbergend, oder in ihr Nichts zusammensinkend. Licht und Schatten, Angst und Furcht trieben so ihr Spiel mit meiner Einbildungskraft.

Einige Stunden von unserm Nachtlager entfernt, kamen wir an ein Flußbett, über welches eine steinerne Brücke führt. Merkwürdig ist dieses Flußbett nur darum, weil David die fünf Kieselsteine, mit denen er den Riesen Goliath bekämpfte, daraus geholt hat. — In dieser Jahreszeit fanden wir kein Wasser, das Bett war ganz ausgetrocknet.

Ungefähr eine Stunde, ehe man Jerusalem erreicht, öffnet sich das Thal, und kleine Fruchtfelder deuten auf eine etwas belebtere Gegend, und auf die Nähe der geheiligten Stadt; still und gedankenvoll ritten wir unserem Ziele zu, und strengten mit doppelter Kraft unsere Augen an, um durch das Halbdunkel, das uns die Fernsicht so neidisch beschränkte, durchzudringen. Schon glaubten wir von der nächsten Höhe die heilige Stadt zu erblicken — doch Täuschung ist des Menschen Loos! Wir mußten noch eine Höhe erreichen, und — noch eine — da lag endlich der Oelberg vor uns, und dann —

Jerusalem.

Aufenthalt in Jerusalem.

Gerade als die Morgenröthe anbrach, standen wir an den Mauern Jerusalems, und mir ging der schönste Morgen meines Lebens auf! — Ich war so in Gedanken, und in Lobpreisungen versunken, daß ich nicht sah und hörte, was um mich vorging. Und dennoch wäre es mir nicht möglich zu sagen, was ich Alles dachte, was ich Alles fühlte. Zu groß und mächtig war mein Gefühl — zu arm und kalt ist meine Sprache, es auszudrücken.

Am 29. Mai Morgens halb 5 Uhr kamen wir an das Bethlehemer-Thor. Eine halbe Stunde mußten wir noch

warten, bis das Thor aufgeſchloſſen wurde, dann zogen wir durch die ſtillen, noch unbelebten Gaſſen Jeruſalems, der nuova casa (Pilgerhaus) zu, welche von den Franziskanern zur Aufnahme für Reich und Arm, für Lateiner (Chriſtkatholiſche) und Proteſtanten beſtimmt iſt.

Ich gab meine Effekten in das mir angewieſene Zimmer und eilte in die Kirche, um mein Herz durch ein inniges Gebet zu erleichtern. Der Eintritt in die Kirche gleicht dem eines Hauſes. Sie ſelbſt iſt klein, doch für die hier anſäßigen Lateiner groß genug. Der Altar iſt reich, die Orgel ſehr ſchlecht. Die Männer ſtehen abgeſondert von den Weibern, ſo auch die Knaben von den Mädchen, und Alles ſitzt oder kniet auf dem Boden — Bänke gibt es in der Kirche nicht. Die Chriſten ſind eben ſo gekleidet wie die Morgenländer. Die Weiber tragen Stiefeletten von gelbem Saffian und darüber Pantoffeln, welche ſie beim Eingange in die Kirche ablegen. Das Geſicht haben ſie auf der Gaſſe ganz verhüllt, in der Kirche nur zum Theil, die Mädchen gar nicht. Ihre Kleidung beſteht aus einem weißleinenen Rocke, einem großen Tuche von demſelben Zeuge, in welches ſie ſich ganz einhüllen. Alle waren rein und nett gekleidet.

Die Andacht iſt aber unter dieſen Leuten ſo gering, daß ſie durch jede Kleinigkeit geſtört werden. So z. B. war ich für dieſe Leute eine ganz neue Erſcheinung, weßhalb ſie mich beſtändig von Kopf bis zum Fuß betrachten, und ſich ihre Bemerkungen über mich ſo unverholen durch Worte und Zeichen mittheilten, daß ich wirklich keinen ernſten Gedanken faſſen konnte. Manche unter ihnen ſtießen an mich an, oder langten nach meinem Hut u. ſ. w. Sie ſchwazten ſehr eifrig und beteten ſehr wenig, die Kinder machten es nicht beſſer; ſie aßen während der Meſſe ihr Morgenbrot, und ſtießen ſich manchmal herum, vermuthlich um nicht einzuſchlafen. Die Leute hier müſſen glauben, ein Gott gefälliges Werk auszu-

üben, wenn sie zwei, drei Stunden in der Kirche zubringen: — um das Wie scheint sich kein Mensch zu bekümmern, sonst hätte man sie doch eines Besseren belehrt.

Nachdem ich über eine Stunde in der Kirche war, kam ein Geistlicher zu mir, und sprach mich in meiner Muttersprache an. Er war ein Deutscher, und sogar ein Landsmann. Er versprach mir, mich in einigen Stunden zu besuchen. Ich kehrte dann in das Pilgerhaus zurück, und jetzt erst betrachtete ich mein Zimmer. Es war höchst einfach möblirt, die ganze Einrichtung bestand aus einer eisernen Bettstelle sammt Matratze, Polster und Decke, einem sehr schmutzigen Tische, 2 Stühlen, einer kleinen Bank und einem Wandkästchen, Alles von weichem Holze. Alle diese Effekten, so wie die Fenster, an denen einige Scheiben zerbrochen waren, mögen wohl vor undenklichen Zeiten rein gewesen seyn. Die Wände waren mit Kalk übertüncht, der Boden mit großen Steinplatten gepflastert. Kamine sind nirgends mehr zu sehen. Ich sah erst wieder welche, als ich nach Sizilien kam.

Ich legte mich auf eine oder zwei Stunden nieder, um nur ein Bischen auszuruhen, denn seit der Abreise von Konstantinopel bis hieher war es in einem Zuge fortgegangen.

Um 11 Uhr besuchte mich der deutsche Geistliche, Pater Paul, um mir die Ordnung des Hauses kund zu machen. Des Mittags wird um 12 Uhr, des Abends um 7 Uhr gespeiset. Zum Frühstück bekommt man schwarzen Kaffee; des Mittags eine eingekochte Suppe, die aber von Schöpsenfleisch bereitet ist, dann gekochtes Ziegenfleisch, etwas Gebackenes in Oel oder sonst ein Gericht von Gurken, und zum Schlusse gebratenes oder eingemachtes Schöpsenfleisch. Zweimal in der Woche Freitags und Samstags, werden Fastenspeisen gegeben, fällt aber das Fest eines besonderen Heiligen, was sehr oft der Fall ist, so kommen drei Fasttage, nämlich auch der Tag vor dem Heiligenfeste. Die Fastenspeisen bestehen aus einem Linsengerichte, einer Omelette und zwei Gerichten Stock-

fisch, eines warm, das andere kalt. Brot und Wein, so wie die Portionen der Speisen bekommt man in hinlänglicher Quantität. Aber Alles ist höchst mittelmäßig zubereitet, und lange braucht es, bis man sich an die immerwährenden Schöpsengerichte gewöhnt. In Syrien werden im Sommer weder Ochsen noch Kälber geschlachtet, ich genoß daher vom 19. Mai bis Anfangs September, wo ich nach Egypten kam, weder einen Tropfen Rindsuppe, noch ein Stückchen Rindfleisch.

Im Kloster bezahlt man weder für Kost noch Wohnung, und darf sich einen ganzen Monat aufhalten. Man gibt höchstens eine freiwillige Gabe auf Messen; — ob man aber viel, wenig oder nichts gibt, ob man ein Lateiner oder von einer andern Religion ist, darnach wird nicht gefragt. In diesem Punkte ist der Franziskaner-Orden höchst human. Die Geistlichen sind meistens Spanier und Italiener, sehr wenige von anderen Nationen.

Pater Paul war so gütig, sich mir als Führer anzutragen, und in seiner Gesellschaft sollte ich heute noch mehrere der heiligen Orte besuchen.

Wir begannen mit der via dolorosa, dem Wege, auf welchem Christus zum letzten Male auf Erden als Gottmensch, gebeugt unter der Last des Kreuzes, zur Schädelstätte ging. Die Stellen, wo Christus fiel, sind mit Stücken von Säulen bezeichnet, welche die heil. Helena an beiden Orten in die Mauern der Häuser einmauern ließ. Die dritte Stelle sieht man im Innern eines Hauses. Von da gelangten wir zur Zwerchgasse, und zwar zu demselben Orte, an welchem die heilige Maria in größter Eile gekommen war, ihren Sohn noch einmal zu sehen. Ja wohl sah sie ihn — daherwanken, von der Last und dem Schmerze gebeugt. Ihr Mutterherz erlag auf Augenblicke, eine Ohnmacht beraubte sie ihrer Besinnung, aber nur auf kurze Zeit, — sie mußte noch das Aergste schauen.

Nun wandelten wir zum Hause des Pilatus, welches

zum Theile in Ruinen liegt, zum Theile den Türken als Kaserne dient. Man zeigt die Stelle, wo die heilige Stiege war, über welche Jesus ging, und die ich auf meiner Rückreise in Rom, in der Basilika St. Giovanni di Laterano, sah. Auch der Ort, wo Jesus von Pilatus dem Volke gezeigt wurde, ist noch bekannt. Gleich neben demselben steht ein kleines, dunkles, thurmartiges Gewölbe und in dessen Mitte der Stein, an welchen Christus gebunden und gegeißelt wurde.

Wir stiegen auf die höchste Terrasse dieses Hauses, weil man von hier aus den besten Überblick über die schöne Moschee Omar hat, die in einem sehr großen Hofe steht. Man muß sich mit diesem Überblicke begnügen, da die Türken hier viel fatanischer sind als in Konstantinopel und manchen andern Städten. Es ist daher eine vergebene Mühe, auch nur einen Versuch zu machen, in den Vorhof zu kommen. Ein Steinregen wäre der Empfang, den man dort zu gewärtigen hätte. So strenge sie ihre Religion und Gebräuche halten, eben so sehr achten sie jene Christen, die ihrerseits religiös und andächtig sind.

Mit vollkommener Ruhe kann der Christ an all' den Orten, die ihm heilig sind, seine Andacht verrichten, ohne im geringsten von vorübergehenden Türken bespöttelt oder beleidigt zu werden. Im Gegentheile, der Türke geht ihm ehrerbietig aus dem Wege, denn auch er ehrt Christus als einen großen Propheten, und die heilige Maria als seine würdige Mutter.

Unweit vom Hause des Pilatus steht jenes des Herodes, aber nur als Ruine. Das Haus des Prassers, vor welchem der arme Lazarus lag, hatte dasselbe Schicksal, doch kann man noch aus den Ruinen auf seine einstige Größe schließen.

Im Hause der heiligen Veronika ist eine Steinplatte eingemauert, auf welcher ein Fußtritt Jesu zu sehen ist. In einem andern Hause sieht man zwei Fußtritte der Maria. Auch jene Häuser, die an den Orten stehen, wo Maria

und Maria Magdalena geboren wurde, wies mir Pater Paul. Alle diese Häuser sind zwar von Türken bewohnt, allein gegen eine kleine Gabe steht Jedermann der Eintritt offen.

Den folgenden Tag ging ich in die Kirche des heiligen Grabes. Mehrere enge, schmutzige Gassen führen dahin; — in denen, die der Kirche nahe liegen, sind lauter Buden, wie zu Maria Zell in Steyermark und an vielen andern Wallfahrtsorten, in welchen eine Auswahl von Rosenkränzen, geschnitzten Perlmuttermuscheln, Kruzifixen u. s. w. zu finden ist. Der Platz vor der Kirche ist ziemlich nett. Ihm gegenüber liegt das schönste Haus Jerusalems; seine Terrassen waren mit Blumen geziert.

Wenn man zu dieser Kirche geht, thut man wohl, sich mit einer guten Portion Para (sieben Stück machen einen guten Kreuzer) zu versehen, denn man wird von einer Menge Bettlern umschwärmt. Die Kirche ist verschlossen; die Türken haben die Schlüssel in Verwahrung und öffnen sie nur dann, wenn es begehrt wird. Man gibt ihnen für diese Mühe den kleinen Betrag von 3 oder 4 Piastern, sie sind damit zufrieden, und bleiben während der ganzen Zeit, die man in der Kirche zubringt, gleich am Eingange, im Innern der Kirche zurück, wo sie sich auf Divane lagern, Tabak rauchen und Kaffee trinken. Gleich am Eingange der Kirche bemerkt man auf dem Boden eine große, länglich viereckige Marmorplatte, dieß ist der Salbungsstein.

In der Mitte des Schiffes der Kirche steht eine kleine Kapelle, welche inwendig in zwei Theile geschieden ist. In der ersten Abtheilung sieht man in der Mitte eine Steinplatte, mit Marmor eingefaßt. Dieß soll derselbe Stein seyn, auf welchem der Engel saß, und den Frauen die Auferstehung verkündete, als sie kamen, um den Leichnam Jesu einzubalsamiren.

In der zweiten, eben so kleinen Abtheilung steht der Sarkophag, oder das Grabmahl Christi, von weißem Mar-

mor. Der Zugang dahin führt durch eine so niedere Pforte, daß man sich sehr bücken muß, um hineinzukommen. Das Grab nimmt die ganze Länge der Kapelle ein, und wird als Altar verwendet. Man kann deßhalb nicht in den Sarkophag hineinsehen. Die Beleuchtung ist Tag und Nacht äußerst reich, es brennen beständig sieben und vierzig Lampen ober dem Grabe. Dieser Theil der Kapelle, wo das heilige Grabmahl steht, ist leider so klein, daß, wenn der Priester Messe liest, kaum noch 3 oder 4 Personen Platz haben. Die Kapelle ist ganz von Marmor erbaut und gehört den Lateinern, jedoch dürfen abwechselnd auch die Griechen darin Messe lesen.

So kniete ich nun an jenen Stellen, welche der Gegenstand aller meiner Wünsche schon in der Kindheit waren, an die ich stets meine Gedanken gerichtet hatte. Die Gefühle, welche man an solchen Stellen hat, sind wohl zu heilig und mannigfaltig, um auch nur den leisesten Versuch zu machen, sie mit Worten beschreiben zu wollen.

Rückwärts, an der äußern Seite der Kapelle, haben die Kopten einen kleinen, sehr ärmlichen Altar von Holz, mit Breterwänden umfangen. Rings um die kleine Grabeskapelle laufen von außen in einiger Entfernung viele Nischen, die den verschiedenen Glaubenssekten angehören.

Ich sah ferner in der Kirche die unterirdische Nische, in welcher Jesus als Gefangener saß, dann die Nische, in welcher die Soldaten um die Kleider unsers Heilandes würfelten, und die Kapelle, welche das Grab des heil. Nikodemus enthält. Unweit dieser Kapelle ist die kleine Kapelle der Lateiner. Zur Kapelle der heil. Helena führt eine Treppe von 27 Stufen abwärts. Hier saß die heil. Frau beständig und betete, und ließ nach dem heil. Kreuze suchen. Noch einige Stufen tiefer gelangt man an die Stelle, wo das Kreuz gefunden wurde. Eine Marmorplatte zeigt den Platz genau an.

Ist man wieder von da hinaufgestiegen, so kommt man gleich zu einer Nische, in welcher die Säule steht, an wel-

cher Jesus angebunden und gekrönt wurde. Man nennt sie die Schimpf- oder Spott-Säule. Die Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde, und von der sich ein Stück in Rom in der Kirche St. Prasede befindet, ist auch nur einige Schritte davon entfernt, und mit einem Gitter umgeben. Man geht nun wieder über eine Treppe achtzehn Stufen hoch, welche zur Schädelstätte, oder dem Fels führt, wo Jesus gekreuziget wurde. Dieser Fels ist aber nicht sichtbar, sondern von allen Seiten ummauert und oben mit Marmorplatten bedeckt. An der rechten Seite auf dem Fußboden ist die Stelle, wo Christus an das Kreuz genagelt wurde, durch ein Kreuz von Marmor bezeichnet. Gleich daneben befindet sich die Schmerzen-Kapelle an dem Orte, wo die heil. Maria stand, und Zeugin war, wie man ihren geliebten Sohn an das Kreuz schlug.

Welche Leiden können wohl mit diesen verglichen werden! Wer von Kummer und Sorgen gedrückt wird, möge sich ihrer erinnern, und Trost und Beruhigung darin finden.

Auf der andern Seite, dieser Kapelle gegenüber, ist die Öffnung zu sehen, in der das Kreuz gestanden hat. Hier und auch unten in der Kirche, kann man den Riß sehen, der den Felsen spaltete. Oben ist er mit einer Silberplatte eingefaßt, um ihn dadurch gegen das viele Küssen und Berühren der Pilger zu schützen. Unten ist eine kleine Öffnung gelassen worden, welche durch ein hineingereichtes Licht so viel erhellt wird, um den tiefen Spalt zu sehen.

Die Kapelle, welche die Griechen in dieser Kirche besitzen, ist die größte, schönste und am reichsten geschmückte, man könnte sagen: eine Kirche in der Kirche.

Den Lateinern gehören in dieser Kirche das heilige Grab, die Geißelungs-Säule, die Grotte der Kreuzfindung, der Ort der Annagelung und die Schmerzen-Kapelle. Die andern Stellen gehören den Griechen, Armeniern und Kopten.

Er ist sehr schwer, sich in dieser Kirche zurecht zu finden, sie gleicht einem Labyrinth. Bald muß man über eine Treppe

hinauf, bald wieder in die Tiefe hinabsteigen. Der Baumeister verdient gewiß die größte Bewunderung. Alles so sinnig und zweckmäßig unter ein Dach gebracht zu haben, so wie die heil. Helena den innigsten Dank, daß sie durch Kirchen und Kapellen sowohl hier, als in Bethlehem und Nazareth alle aufgefundenen Stellen heiligte und der Vergessenheit entriß.

Man erzählte mir, daß es in dieser Kirche selten ohne Zank und große Unordnung abgehe, wenn die Griechen ihre Ostern hier feiern. Und noch viel größer soll diese Unordnung seyn, wenn unglücklicher Weise die griechischen Ostern mit jenen der Lateiner zusammen fallen. Da gibt es nicht nur blutende Köpfe, sogar als Leichen werden einige fortgetragen. Da müssen dann gewöhnlich die Türken einschreiten, um unter den Christen Ordnung und Ruhe herzustellen. Was können dann jene Völker, die wir Ungläubige nennen, für einen Begriff von Christen haben, wenn sie sehen, mit welchem Hasse und Neide eine christliche Sekte die andere verfolgt? Wann wird diese entehrende Parteisucht wohl beseitigt werden?

Am dritten Tage nach meiner Ankunft zu Jerusalem kam des Nachmittags eine kleine Karavane von sechs oder sieben Reisenden, nämlich zwei Herren mit ihren Dienern, in unserm Klöster an. — Eine solche Erscheinung ist wohl zu wichtig und interessant, besonders, wenn es Franken sind, um sich nicht sobald als möglich zu erkundigen, von welcher Weltgegend sie hieher gewandert seien. Wie freudig schlug mein Herz, als mir Pater Paul die angenehme Nachricht brachte, daß die beiden Herren österreichische Unterthanen seien. Welch' ein sonderbarer Zufall! So weit von meinem Vaterlande und plötzlich in Mitte von Österreichern. Pater Paul war ein Wiener, und jene beiden Herren, Graf Berchtold und Graf Salm Reifferscheit, waren böhmische Kavaliere.

Nachdem ich mich von der Reise gehörig erholt, und meinen Geist gesammelt hatte, brachte ich eine ganze Nacht in der Kirche des heil. Grabes zu. Ich beichtete des Nachmittags

und begleitete dann um 4 Uhr den Umgang, welcher täglich um dieſe Zeit zu allen Leidensſtationen geht, mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, deren Reſt ich zur ewigen Erinnerung mit in mein Vaterland brachte. Nach dieſer Ceremonie begaben ſich die Geiſtlichen in ihre Zellen und die wenigen Leute, die gegenwärtig waren, aus der Kirche. Ich allein blieb zurück, um die Nacht daſelbſt zu verweilen. Es herrſchte eine feierliche Stille und ungehindert konnte ich nun alle Stellen allein beſuchen, und meinen Betrachtungen nachhängen. Dieß waren die ſchönſten Stunden meines Lebens — wer die erlebt, hat genug gelebt!

Bei der Orgel wies man mir ein Plätzchen an, wo ich einige Stunden der Ruhe genießen konnte. Eine alte Spanierin, die gleich einer Nonne lebt, dient den Pilgerinnen als Gefährtin für eine ſolche Nacht.

Um Mitternacht fangen die verſchiedenen Gottesdienſte an. Die Griechen und Armenier ſchlagen und hämmern auf frei hängenden Bretern oder Metallſtangen. Die Lateiner ſpielen auf der Orgel, oder ſingen und beten laut, während die Prieſter der andern Sekten ebenfalls ſingen und ſchreien. Es iſt ein großer unharmoniſcher Lärm. Ich muß es geſtehen, daß mich die Andacht um Mitternacht nicht ſo begeiſterte, als ich mir vorſtellte. Der vielſeitige Lärm, die verſchiedenartigen Gebräuche ſind eher ſtörend als erhebend. Ich zog die Stille und Ruhe, welche nach dem Umgange herrſchte, dieſem Gepränge vor.

Ich ging mit der Spanierin in das Chor der Lateiner, wo von der Mitternachtsſtunde bis 1 Uhr laut gebetet wurde. Um 4 Uhr Morgens hörte ich mehrere Meſſen am heiligen Grabe und kommunizirte daſelbſt. Um 8 Uhr ſperrten die Türken auf mein Begehren die Kirche auf, damit ich nach Hauſe gehen konnte.

Die wenigen Geiſtlichen des lateiniſchen Ritus, welche ſich im Kloſter zum heil. Grabe befinden, bleiben durch drei

Monate unausgesetzt in demselben, um den Dienst in der Kirche zu verrichten. Sie dürfen auf keinen Augenblick Kloster oder Kirche verlassen. Nach drei Monaten werden sie von andern Geistlichen wieder abgelöst.

Am 10. Juni wohnte ich dem Feste des Ritterschlages vom Orden des heiligen Grabes bei. Die Grafen Zichy, Wratislaw und Salm ließen sich zu Rittern des heil. Grabes schlagen, welche Ceremonie in der Kapelle der Lateiner und in der heiligen Grabeskapelle vollzogen wurde.

Der Reverendissimus setzte sich auf den Thronsessel, der künftige Ritter kniete vor demselben nieder, und legte den Schwur ab, die heilige Kirche, die Witwen und Waisen zu schützen u. s. w. Während dem beten die herumstehenden Priester. Nun wurden dem Laien von einem Geistlichen der Sporn Gottfrieds von Bouillon angeschnallt, das Schwert dieses Helden in die Hand gegeben, die Scheide davon umgürtet und das Kreuz sammt der schweren goldenen Kette, ebenfalls von Gottfried von Bouillon herstammend, um den Hals gehängt. Darauf bekam der Kniende den eigentlichen Ritterschlag mit dem Schwerte auf Achseln und Haupt. Die Geistlichen umarmten den neuen Ritter und die Ceremonie war geendet.

Ein gutes Mahl, von den neuen Rittern gegeben, wozu Pater Paul und ich eingeladen waren, machte den Schluß dieses Festes.

Der Oelberg liegt höchstens eine halbe Stunde von Jerusalem entfernt. Man geht durch das Stephansthor, kommt an dem türkischen Friedhofe vorüber, und ist an dem Orte, wo der heilige Stephan gesteiniget wurde. Unweit davon sieht man das Flußbett des Cidron, der jetzt ganz ohne Wasser war. Eine steinerne Brücke führt hinüber; daneben ist eine Steinplatte, auf welcher die Abdrücke von Jesu Füßen, als er von Gethsemane abgeholt und über diese Brücke geführt wurde, wo er strauchelte und fiel, zu sehen sind. Wenn man

über die Brücke gegangen ist, kommt man am Fuß des Oelberges zur Grotte, wo Jesus Blut geschwitzt hat. Man ließ ihr ihre ursprüngliche Gestalt. Ein einfacher hölzerner Altar, erst seit einigen Jahren von einem bairischen Prinzen gestiftet, ist darin, und eine eiserne Pforte schließt den Eingang. Nicht weit davon ist Gethsemane. Hier stehen acht Oelbäume von hohem Alter, nirgens sah ich so große und alte Stämme, obwohl ich oft durch ganze Gehölze von Olivenbäumen kam, wie diese hier, und dennoch soll, nach der Behauptung sachverständiger Männer, es nicht möglich sein, daß ein Oelbaum ein so hohes Alter erreichen könne, um noch aus jener Zeit zu stammen, wo Jesus unter solchen seine letzte Nacht mit Gebet und Betrachtungen zugebracht hat. Da sich aber dieser Baum selbst fortpflanzt, so mögen es Sprößlinge sein. Das Erdreich der Wurzeln dieser acht Bäume ist mit Mauerwerk umgeben, um dem altersschwachen Bäumen eine Stütze zu verschaffen. Den Ort, wo diese acht Bäume stehen, umfaßt eine drei oder vier Schuh hohe Mauer. Kein Laie darf diesen Ort ohne Priester betreten, oder etwas von den Bäumen pflücken; es steht die Exkommunikation als Strafe darauf. Auch der Türke hält diese Bäume in Ehren, und würde keinen beschädigen.

Gleich daneben liegt der Ort, wo die drei Jünger während jener Nacht schliefen, als sich Jesus zum Tode vorbereitete. Man zeigte auf zwei Felsstücke Abdrücke, welche von den Aposteln herrühren sollen (?). Vom dritten Abdrucke konnten wir aber keine Spur entdecken. Etwas entfernt davon ist die Stelle, wo Judas den Verrath beging.

Die kleine Kirche, welche das Grab der heil. Maria in sich schließt, steht nahe an der Grotte der Blutschwitzung. Eine breite Marmortreppe führt über fünfzig Stufen in die Tiefe, an deren Ende man das Grabmal erblickt, welches ebenfalls als Altar benützt wird. Ungefähr in der Mitte der Stiege sind zwei Nischen mit Altären angebracht, die Gebeine

der Eltern der heil. Maria, so wie jene des heil. Josephs in sich schließend. Die Kapelle gehört den Griechen.

Vom Fuße des Oelberges bis auf die höchste Spitze desselben hat man bei drei Viertelstunden zu steigen. Der ganze Berg ist öde und unfruchtbar, nur Oel- und Johannisbrotbäume finden da ihr Fortkommen. Von dem höchsten Gipfel fuhr Jesus gen Himmel. Eine Kirche bezeichnete einst diesen Ort, sie wurde aber später in eine Moschee umgewandelt, und auch diese ist zum Theil schon in Ruinen zerfallen. Erst seit zehn oder zwölf Jahren wurde eine ganz kleine armenische Kapelle hier aufgebaut, die nun in der Mitte von alten Mauern steht, in welcher abermals der Abdruck des Fußes Jesu gezeigt und verehrt wird. Auf diesen Stein soll er gestanden haben, als er gen Himmel fuhr. Nicht weit davon zeigt man den Ort, wo der Feigenbaum stand, den Christus verfluchte, und die Stelle, wo sich Judas erhängte.

Ich besuchte eines Nachmittags mehrere dieser Orte in Gesellschaft des Grafen B. — Als wir unter den Ruinen, nahe der Moschee herum stiegen, kam auf einmal ein stämmiger Ziegenhirt, mit einem tüchtigen Knittelstocke bewaffnet, auf uns zu, und begehrte ziemlich gebieterisch Backschisch (Trinkgeld oder Almosen). Wir wollten Keines die Börse herausnehmen, aus Furcht, er reiße uns selbe aus den Händen, und gaben ihm nichts. Da faßte er den Grafen am Arm und schrie verschiedenes auf arabisch, was wir zwar nicht verstanden, aber wohl zu deuten wußten. Der Graf machte sich los und zum Glück hatten wir nur einige Schritte um eine Ecke zu biegen, um in's Freie zu gelangen, welches wir halb balgend erreichten. Glücklicher Weise kamen mehrere Menschen in unsere Nähe und der Kerl zog sich zurück. Wir überzeugten uns, daß Franken die Stadt nie allein verlassen sollten.

Da der Oelberg der höchste Berg in Jerusalem ist, so kann man von ihm die Stadt und die Umgebung am besten

überſehen. Sie iſt ziemlich groß und ausgedehnt, — und ſoll 25,000 Einwohner zählen. Die Häuſer ſind wie in ganz Syrien von Stein, und mit vielen runden Kuppeln verſehen. Eine ſehr hohe und gut erhaltene Mauer, deren unterer Theil aus ſo großen Steinblöcken zuſammengeſetzt iſt, daß man wohl glauben könnte, dieſe Felsmaſſen rühren noch aus jenen Zeiten her, wo die Stadt zerſtört wurde, umgibt ſie. Die Moſchee Omar, deren Kuppel mit Blei gedeckt iſt, nimmt ſich am Beſten aus; ihr Vorhof iſt unendlich groß und rein gehalten. An ihrem Platze ſoll einſt Salomons Tempel geſtanden ſein.

Von dieſem Berge kann man auch alle Klöſter und die verſchiedenen Quartiere der Lateiner, Armenier, Griechen, Juden u. ſ. w. ſehr gut unterſcheiden. Der Berg des Aergerniſſes, ſo genannt wegen der Abgötterei Salomons, erhebt ſich ſeitwärts des Oelberges, und iſt nicht hoch. Von den Reſten des Tempels und der Gebäude, welche Salomon ſeinen Weibern erbauen ließ, ſind nur noch wenige Mauerwerke vorhanden. Auch der Jordan und das todte Meer ſollen von hier zu ſehen ſein; ich ſah aber weder den Einen noch das Andere, vermuthlich, weil der Dunſtkreis zu dicht war.

Am Fuße des Ölberges liegt das Thal Joſaphat, in welchem einſt das letzte Gericht über uns ergehen ſoll. Die Länge dieſes Thales beträgt höchſtens die Hälfte oder drei Viertel einer deutſchen Meile; die Breite iſt ebenfalls höchſt unbedeutend. Der Bach Cidron durchſchneidet das Thal; er führt aber nur während der Regenzeit Waſſer, ſonſt iſt er ſpurlos verſchwunden.

Die Stadt Jeruſalem iſt ziemlich belebt, beſonders der ärmliche Bazar und das Judenviertel, welches Letztere gar ſehr von Menſchen überfüllt iſt. Es herrſcht ein Schmutz und ein Geſtank in dieſem Viertel, der gewiß jede Beſchreibung übertrifft. Die Peſt erfaßt immer dort ihre erſten Opfer.

Das griechische Kloster ist nicht nur schön, sondern auch sehr ausgedehnt. Zu ihm wallen die meisten Pilger; ihre Zahl soll sich in der Osterzeit oft auf fünf- bis sechstausend belaufen. Das wird Alles zusammengesteckt und jeder Raum überfüllt, selbst der Hof, die Terrassen — Alles ist besetzt. Dieses Kloster hat die größten Einkünfte, weil jeder Pilger für die schlechte Aufnahme in demselben außerordentlich viel bezahlen muß. Der Aermste soll selten unter vierhundert Piaster durchkommen.

Das armenische Kloster ist das schönste; mitten in Gärten stehend, gewährt es einen wahrhaft freundlichen Anblick. Es soll an dem Platze erbaut sein, wo der heil. Jakobus enthauptet wurde. Eine Menge Abbildungen in der Kirche machen diese Begebenheit von allen Seiten bemerkbar. Die meisten Bilder aber, nicht nur in dieser, sondern in allen Kirchen sind unter allen Begriffen schlecht gemalt. Die armenische Geistlichkeit soll ebenfalls die Kunst verstehen, ihre Pilger gehörig auszubeuten und mit leeren Taschen davon ziehen zu lassen. Dafür geben sie ihnen einen Ueberfluß an geistiger Nahrung mit.

Im Thale Josaphat sieht man viele Grabmäler älterer und neuerer Zeit. Das älteste darunter ist jenes des Absalon, ein kleiner Tempel von Felsstücken mit einer Kuppel, und ohne Eingang. Das zweite ist das des Zacharias, ebenfalls in Felsen gehauen und innen mit zwei Abtheilungen; das dritte jenes des Königs Josaphat, klein und unbedeutend, man könnte beinahe sagen, nichts als ein Felsblock. Und so sind noch mehrere Grabmäler in Fels gehauen. Von hier gelangt man zu dem jüdischen Friedhofe.

Das Dörfchen Siloa liegt ebenfalls in diesem Thale. Es ist so ärmlich und hat so kleine Häuser, aus Steinen zusammengesetzt, daß man sie, hier ohnehin beständig unter Monumenten der Verstorbenen wandelnd, eher für Ruinen von Grabmälern, als für menschliche Behausungen hält.

Dem Dorfe gegenüber liegt der Marienbrunnen, so genannt, weil die heilige Maria hier täglich Waſſer holte. Ihrem Beiſpiele folgen noch immer die Bewohner von Siloa. Etwas entfernter davon iſt der Brunnen Siloa, an welcher Quelle Jeſus einen Blindgebornen heilte. Dieſe Quelle ſoll die merkwürdige Eigenthümlichkeit haben, daß ſie im Laufe des Tages öfter verſchwindet und wiederkehrt. Als ich dort war, ſah ich kein Waſſer, und alles herum war ſo trocken, als ob die Quelle nicht nur ſtundenſondern wochenlang ausbliebe. Hier ſollen einſt die Königsgärten geſtanden haben.

Am Ende des Thales Joſaphat iſt eine kleine Anhöhe, gleichſam als Schlußſtein, in welcher mehrere Grotten, durch Natur oder Kunſt geſchaffen, vorhanden ſind, die ebenfalls als Grabmäler dienten. Man nennt ſie die Felſengräber. Jetzt ſind ſie meiſtens in Stallungen verwandelt, und ſo ſchmutzig, daß man ſie nicht betreten kann. Ich blickte nur in einige hinein, und ſah weiter nichts als eine in zwei Theile geſchiedene Höhle. Ueber dieſen Felſengräbern liegt der ſogenannte Blutacker, welchen die hohen Prieſter um die dreißig Silberlinge kauften, die ihnen Judas zurückwarf.

Unweit von dem Blutacker erhebt ſich die Anhöhe oder der Berg Sion, auf dem einſt das Haus des Kaiphas geſtanden ſein ſoll, in welchem Chriſtus gefangen ſaß. Jetzt iſt eine kleine armeniſche Kirche an ſeinem Platze. Das Grab Davids, ebenfalls auf dieſem Hügel, wurde in eine Moſchee verwandelt, in der man die Stelle zeigt, wo Chriſtus mit ſeinen Jüngern das letzte Abendmahl hielt.

In der Umgebung dieſes Berges ſind die Friedhöfe der Lateiner, Armenier und Griechen.

Gleich am Berge Sion zieht ſich der Berg des „böſen Rathes,“ ſo genannt, weil die Richter hier den Entſchluß gefaßt haben ſollen, Jeſu zu tödten. Einige Spuren von Ruinen des Landhauſes Kaiphas ſind noch ſichtbar.

Die Jeremias-Grotte liegt außerhalb des Damasker-Thores, vor welchem wir auch einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, als Wassertrog benützt, in der Nähe einer Cisterne fanden. Diese Grotte ist größer, als all' die bisher genannten. Gleich am Eingange steht ein großer Stein, welchen man das Bett des Jeremias nennt, weil er gewöhnlich darauf schlief. Eine halbe Stunde davon entfernt, kömmt man zu den Königs- und Richter-Gräbern. Man steigt in eine offene Vertiefung von drei oder vier Klafter, welche den Vorhof bilden, viereckig, ungefähr siebenzig Schritte lang und eben so breit ist. An der einen Seite dieses Vorhofes kommt man an eine große Halle, deren breites Portal mit schönen Sculptur-Arbeiten (Blumen, Früchten und Arabesken) geschmückt ist. Diese Halle führt zu den Gräbern, die rings herumlaufen und aus in den Fels gehauenen Behältnissen bestehen, die gerade groß genug sind, um einen Sarkophag aufzunehmen. Die meisten waren mit Schutt angefüllt, nur in einige konnten wir hineinsehen; es war eines dem andern gleich. Mich erinnerten diese schmalen, länglichen Felsengräber ganz an jene, welche ich in der Gruft zu Gran in Ungarn sah. Man sollte beinahe denken, der Baumeister der letzteren habe sich hier sein Modell geholt.

Bethlehem.

Am 2. Juni ritt ich in Gesellschaft der Grafen Berchtold und Salm Reifferscheit und des Pater Paul nach Bethlehem. Die Entfernung dahin beträgt, obwohl man, des schlechten Weges halber beinahe immer im Schritt reiten muß, doch nicht mehr als anderthalb Stunden. Die Aussicht, welche man auf dieser Exkursion hat, ist großartig und von ganz eigener Art. So weit der Blick reicht, haftet er auf Gestein, — der Boden bietet nichts als Steine, und doch sieht man zwischen denselben Obstbäume aller Gattungen, Weinreben, die sich am

Boden hinziehen, und Felder, deren Frucht ſich mühſam zwiſchen den Steinen hervor arbeitet.

Ich war ſchon voll Erſtaunen, als ich den Karſt bei Trieſt und die öde Gegend von Görz ſah — im Vergleiche mit dem Judäer-Gebirge ſind jene nur Miniatur-Gemälde.

Man kann ſich gar nicht vorſtellen, daß dieſe Gegenden jemals fruchtbar und ſchön geweſen. Sie mögen ſich wohl beſſer ausgenommen haben, wie heut zu Tage, wo die armen Einwohner von ihren Paſcha's und andern Beamten bis auf's Blut geſchunden werden, allein von Wieſen, Triften und Waldungen mag auch damals ſchwerlich viel zu ſehen geweſen ſein.

Man kommt an einen Brunnen vorüber, der mit Steinblöcken umgeben iſt. An dieſen Brunnen ruhten die drei Weiſen vom Morgenlande, und hier erſchien ihnen der leitende Stern wieder, den ſie ſchon für verloren gaben. Auf dem halben Wege liegt das griechiſche Kloſter des Propheten Elias. Von dieſer Stelle ſieht man beide Städte, das große Jeruſalem und das unbedeutend ſcheinende Bethlehem nebſt noch einigen Dörfern. Dann liegt gleich rechts am Wege das Grabmahl Rachels, ein beinahe verfallenes Gebäude, mit einer kleinen Kuppel.

Bethlehem liegt auf einem Hügel, und wird von mehreren andern umgeben; außer dem Kloſter erblickt man gar kein hübſches Gebäude. Die Einwohner, 2500 an der Zahl, wovon die Hälfte Katholiken, leben zum Theil in Grotten und halb unterirdiſchen Behauſungen, und beſchäftigen ſich mit dem Verfertigen von Roſenkränzen und anderem Schnitzwerk in Perlmutter, Olivenkernen u. ſ. w. Häuſer mag es höchſtens gegen hundert geben, auch muß die Armuth groß ſein, denn nirgends wird man ſo von bettelnden Kindern umrungen, wie hier. Man hat noch nicht die Pforte des Kloſters erreicht, ſo ſtrömen ſie ſchon von allen Seiten herbei. Der Eine hält dann das Pferd, der andere den Steigbügel, ein

Dritter und Vierter reichen helfend die Arme, die übrigen bilden die Zuseher, und am Ende strecken alle die Hände nach Backschisch aus. Nirgends ist es nöthiger, entweder mit kleiner Münze oder mit einer Reitgerte versehen zu seyn, als hier, um sich auf die eine oder andere Art von der beispiellosen Zudringlichkeit dieser kleinen Race zu befreien. Ein wahres Glück, daß die Pferde dergleichen Szenen schon sehr gewöhnt sind, sonst müßten sie scheu werden, und auf und davon galoppiren.

Dies Klösterchen und die Kirche sind nahe an der Stadt, auf derselben Stelle erbaut, wo Christus geboren wurde. Das Ganze ist mit einer Festungsmauer umgeben, und eine ganz niedere, schmale Pforte führt hinein. Vor dieser Festung breitet sich ein schöner und gut gepflasterter Platz aus. So wie man das Pförtchen hinter sich hat, befindet man sich schon in der Vorhalle oder eigentlich im Schiffe der Kirche, die leider mehr als halb zerstört, einst aber unter die schönsten und größten gehört haben mag. Noch sieht man an den Wänden einige Spuren von Mosaik. Zwei Reihen von hohen, schönen Säulen acht und vierzig an der Zahl, durchschneiden das Innere und das Sparrwerk, das aus Cederholz vom Berge Libanon gemacht seyn soll, sieht wie neu aus. Unter dem Hochaltar dieser großen Kirche liegt die Grotte, in welcher Christus geboren wurde. Zwei Treppen führen hinab, die eine gehört den Armeniern, die andere den Griechen. Die Lateiner gingen leer aus. Die Wände und der Fußboden sind mit Marmor ausgetäfelt. Eine Marmorplatte mit der Inschrift:

Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est.
(Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren.)

bezeichnet die Stelle, von wo das wahrhafte Licht ausgegangen ist. Eine strahlende Sonne, im Hintergrunde dieser Platte angebracht, erhält ihr Licht von vielen, immerwährend brennenden Lampen.

Der Platz, wo Christus den Weltweisen gezeigt wurde, ist nur einige Schritte davon entfernt. Gegenüber dieser Stelle erhebt sich ein Altar an dem Orte, wo einst die Krippe stand, vor welcher die Hirten Christus anbeteten. Die Felswand, woran die Krippe befestigt war, durften wir berühren und küssen. Die Krippe selbst befindet sich in Rom in der Basilika Sta. Maria Maggiore. — Dieser Altar gehört den Lateinern. Ganz im Hintergrunde der Grotte führt eine kleine Thür durch einen unterirdischen Gang ins Kloster und in die Kapelle der Lateiner. In diesem Gange ist ebenfalls wieder ein Altar errichtet, zum Gedächtnisse der unschuldigen Kinder, die hier gemordet und begraben wurden. Tiefer in diesem Gange trifft man auf der einen Seite das Grab der heiligen Paula und ihrer Tochter Eustachia, und auf der andern jenes des heil. Hieronimus. Der Leib dieses Heiligen liegt aber in Rom.

Diese große Kirche hier in Bethlehem gehört, so wie die Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem, den Lateinern, Armeniern und Griechen gemeinschaftlich. Jeder der genannten Secten hat ein Klösterchen für sich an diese Kirche angebaut.

Nachdem wir gewiß über zwei Stunden in der Kirche zugebracht hatten, ritten wir noch eine Stunde weiter, dem Hebron zu. Am Fuße dieses Berges bogen wir links ein zu den drei Cisternen Salomonis, die ungeheuer tief und groß, in den Felsen gehauen und stellenweise jetzt noch mit einer Gattung Mörtel überzogen sind, der die Festigkeit und den Glanz des Marmors hat. Wir stiegen in die letzte derselben hinab, sie mag bei 500 Schritte in der Länge, 400 in der Breite und 100 in der Tiefe messen.

Wasser enthält keine dieser Cisternen, die Wasserleitungen, welche ehedem für diese Behältnisse bestimmt waren, sind spurlos verschwunden; ein einziger zarter Wasserstreifen, den man leicht überschreiten kann, fließt oberhalb an der Seite dieser Riesenwerke. Die Umgebung ist entsetzlich öde.

Als wir gegen zwei Uhr ins Kloster zurückkehrten und bei einem frugalen aber gut bereiteten Mahle Erholung suchten, traf noch ein Zug Reisender ein, und zwar ebenfalls Franken mit arabischer Dienerschaft. — Und siehe es waren die Grafen Zichy und Wratislaw, die in Gesellschaft des Grafen Berchtold und Salm Reiferscheit die Reise von Wien nach Kairo gemacht hatten. In letztgenannter Stadt trennten sie sich, da die Einen über Alexandrien, Damiette und Jaffa nach Jerusalem gingen, während die andern den Weg durch Afrika's heiße Sandsteppen nach dem Berge Sinai einschlugen, und dann die Reise zu Lande nach Jerusalem fortsetzten. Hier ward ihnen die große Freude des Wiedersehens zu Theil. Es war auch ein Jubel und ein Vergnügen sonder Gleichen, an welchem alles den herzlichsten Antheil nahm.

Nach dem Essen besuchten wir noch einmal alle heiligen Stellen in Gesellschaft der Neuangekommenen und gingen nach der sogenannten Milchgrotte, welche eine Viertelstunde vom Kloster entfernt liegt. In dieser Grotte sieht man nichts, als einen einfachen Altar, an welchem beständig Lampen brennen; sie ist nicht verschlossen, und jeder Vorübergehende kann sie betreten.

Dieser Ort ist nicht nur den Christen, er ist auch den Türken heilig, welche Letzteren, so wie Erstere, gar manches Krüglein Oel bringen, die Lampen reinigen und füllen.

In dieser Grotte verbarg sich die heil. Familie vor der Flucht nach Egypten, und lange Zeit nährte da die heil. Maria ihr Kind einzig mit ihrer Muttermilch, woher die Grotte den Namen führt. Die Weiber in der ganzen Umgebung hegen den Glauben, daß wenn sie während der Zeit, als sie einen Säugling an der Brust haben, sich unwohl befinden, nur etwas Sand von dem Felsen in dieser Grotte abschaben und als Pulver einnehmen dürfen, um gesund zu werden.

Eine Viertelstunde von dieser Grotte entfernt zeigt man

das Feld, allwo der Engel den Hirten die Geburt Jesu verkündete. Die Neuangekommenen konnten nicht mehr hingehen, sie mußten sich mit einem Blicke dahin begnügen; es war die höchste Zeit, an unsere Rückkehr zu denken.

St. Johann.

Am 4. Juni ritt ich in Begleitung eines Führers nach St. Johann, dem Geburtsorte des heil. Johannes des Täufers, ungefähr zwei Stunden von Jerusalem entfernt.

Der Weg geht durch das Bethlehemer-Thor, an dem griechischen Kloster „zum heil. Kreuz" vorüber, welches an der Stelle stehen soll, wo das Holz für das Kreuz Christi gefällt wurde. Unweit davon wies man mir den Platz, auf dem der Kampf zwischen den Israeliten und den Philistern vorfiel, und wo David den Goliath erlegte.

Das Kloster St. Johann steht in einem felsigen Thale und ist wie jedes Kloster in diesen Ländern mit festen Mauern umgeben. Ein elendes Steinnest, Dorf genannt, liegt nahe dabei. Die Kirche des Klosters ist auf demselben Platze erbaut, worauf einst das Haus Zacharias stand. Der Ort, wo der heil. Johannes das Licht der Welt erblickte, ist durch eine Kapelle bezeichnet. Eine Treppe führt zu dieser empor, und eine runde Steinplatte enthält die Inschrift:

Hic Praecursor Domini Christi natus est.

(Hier wurde der Vorläufer des Herrn Christus geboren.)

In weißem Marmor sind mehrere Begebenheiten seines Lebens ausgemeißelt.

Eine halbe Stunde vom Kloster findet man die Grotte der Heimsuchung, wo die heil. Maria zur heil. Elisabeth kam, Letztere ward hier begraben.

Schon am ersten Tage meiner Ankunft zu Jerusalem, als ich die Kirche der Franziskaner besuchte, machte ich meh-

rere Bemerkungen über das Benehmen meiner Glaubensgenossen, die mich wirklich recht traurig stimmten. Diese Stimmung stieg, je öfter ich die Kirche besuchte, so zwar, daß ich Pater Paul erklärte, lieber zu Hause in meinem Kämmerchen beten zu wollen, als unter Menschen, denen alles wichtiger und intressanter zu seyn scheint, als die Andacht. — Ich ward diesen Leuten durch meine fränkische Tracht ein solcher Dorn im Auge, daß ein Geistlicher zu mir kam, um mich zu ersuchen, meine Tracht zu ändern, oder wenigstens den Strohhut gegen ein Tuch zu vertauschen, und Kopf und Gesicht einzuhüllen. Ich versprach zwar den Hut abzulegen und auf dem Wege zur Kirche ein Tuch um den Kopf zu nehmen, allein das Gesicht würde ich nicht verhüllen; — der geistliche Herr möchte meinen Glaubensgenossen sagen, daß es bisher noch Niemanden eingefallen sei, ein solches Begehren an eine Frankin zu stellen, und daß sie besser thäten auf die Messe und ihre Gebete zu achten als auf mich; — vor Gott gelte mein Anzug gerade so viel, wie der ihrige. Dessen ohngeachtet blieb ihr Benehmen dasselbe, ich ging also höchst selten in die Kirche.

An großen Festtagen ist der Altar dieser Kirche äußerst reich, man könnte sagen, gar zu sehr geschmückt, er glänzt und flimmert von allen Seiten. Eine große Zahl von Lichtern spiegelt sich in Gold und Gestein. Eine ungeheure Monstranze, ein Geschenk des Königs von Neapel, so wie die beiden prachtvollen Armleuchter, vom Hause Österreich gespendet, sind das Vorzüglichste darunter.

Eines Tages kam ich an einem Hause vorüber, aus welchem ein gellender Lärm erscholl. Ich fragte meinen Begleiter, was da vorginge? Er sagte mir, in diesem Hause sei gestern Jemand gestorben, der Lärm rühre von den Klageweibern her. Ich ersuchte ihn, mich in das Zimmer des Verstorbenen zu führen. Wenn ich nicht einige Heiligenbilder, ein Kruzifix u. s. w. gesehen hätte, würde ich schwerlich geglaubt ha-

ben, daß dieſer Todte zum lateiniſchen Ritus gehöre. Mehrere Klageweiber ſaßen in der Nähe des Verſtorbenen, und ſtießen plötzlich ſolche ſchreckliche Töne aus, daß man ſie weit und breit hören konnte. Gleich darauf trat eine große Stille ein, während welcher ſie ſich ganz gemüthlich mit einem Schälchen ſchwarzen Kaffee labten, um nach einiger Zeit ihr gräßliches Geheul zu wiederholen. Ich hatte genug geſehen, um mich zu ärgern, und empfahl mich.

Ein ſo eben getrautes Ehepaar hatte ich auch das Glück, beſuchen zu können. Die Braut war herrlich geſchmückt, ihr Anzug beſtand aus einem ſeidenen Hemd, einer pfirſichblüthenfarbigen weiten Atlashoſe, einem Kaftan von demſelben Stoffe und einem ſchönen Shawl um die Mitte; gelbe Stiefeletten von Saffian umſchloſſen die Füße, die Pantoffeln ſtanden an der Thür. Der Kopf war mit friſchen Blumen und einem reich mit Gold geſtickten Stoffe geziert, die Haare hingen in lauter dünnen Flechten mit Goldſtücken durchzogen über die Schultern; den Hals zierten mehrere Reihen von Dukaten und noch größeren Goldmünzen.

Dergleichen Anzüge ſieht man aber nur im Innern der Familie bei feierlichen Gelegenheiten. Nie oder höchſt ſelten iſt da fremden Männern der Zutritt geſtattet. Darum irrt man ſehr, wenn man glaubt, im Orient an öffentlichen Orten Frauen in ſchönen Trachten zu ſehen.

Nach der Trauung, welche immer des Vormittags Statt hat, muß die junge Frau den ganzen übrigen Theil des Tages in einem Winkelchen des Zimmers ſitzen, oft noch mit dem Geſichte gegen die Wand gekehrt, und darf weder dem Bräutigam, noch den Aeltern oder ſonſt Jemand eine Antwort geben, viel weniger ſelbſt ein Geſpräch anfangen. Dieß drückt den Schmerz aus, daß ſie ihren Stand nun verändern müſſe.

Der Bräutigam ſaß in der Nähe ſeiner Braut und ſuchte vergebens den Lippen ſeiner Geliebten einige Worte zu ent-

reißen. Als ich mich entfernte, machte sie mir zwar eine Verbeugung, aber mit niedergeschlagenen Augen.

In Jerusalem gehen die Weiber und Mädchen fast alle verschleiert. Nur in der Kirche und im Innern der Häuser ward mir das Glück zu Theil, die Sylphengestalten näher betrachten zu können. Unter den Mädchen fand ich manchen interessanten Kopf. Allein die Weiber von 26 bis 28 Jahren sind schon sehr verblüht und häßlich, so daß man in den tropischen Ländern immer eine sehr große Zahl garstiger Gesichter und nur hin und wieder gleich einem Meteor, etwas Hübsches hervorschimmern sieht. Die Magerkeit ist in Syrien eine seltene Erscheinung, selbst junge Mädchen sind schon ziemlich beleibt.

In der Nähe des Bazars ist eine große Halle, in welcher die Türken ihre Sitzungen halten, Streitigkeiten schlichten oder Urtheile über die Angeklagten fällen. Im Innern dieser Halle stehen an den Seiten mehrere ordinäre Divane, in einer Ecke befindet sich ein hölzerner Verschlag, ungefähr 10 Fuß in der Länge, 6 in der Breite und 8 in der Höhe, welcher mit einer kleinen Thür und einem vergitterten Loche versehen ist; darin muß der Delinquent seine Strafzeit zubringen.

Während den 13 Tagen, die ich in Jerusalem zubrachte, fand ich die Hitze sehr erträglich. Im Schatten stand der Thermometer zwischen 20—22 Grad, und in der Sonne 28, höchst selten 30 Grad Reaumur.

Von Obst sah ich nichts, außer einer Gattung Aprikosen, Mischmisch genannt, zwar nur von der Größe einer wälschen Nuß, aber von einer außerordentlichen Schmackhaftigkeit. Schade, daß die Bewohner dieser Länder gar nichts zur Kultur und Verbesserung der Naturgaben beitragen, wie gut und herrlich könnte dann Manches gedeihen. Ja, sie

für weiter nichts, als für mein Pferd zu sorgen habe. Er rühmte mir besonders die gütige Fürsprache des Grafen W., wofür ich diesem jederzeit sehr verbunden bleibe.

Die Reise zu dem todten Meere und dem Jordan ist nicht in kleiner Gesellschaft zu wagen. Am besten und sichersten ist es, wenn man entweder in Jerusalem oder in Bethlehem einige Häuptlinge der Araber und Beduinen kommen läßt, und mit ihnen einen Sicherheitsvertrag schließt. Man zahlt ihnen einen mäßigen Tribut und wird dann von ihnen selbst und ihren Verbündeten hin und her geleitet. Die Grafen zahlten den beiden Häuptlingen 300 Piaster nebst den Reisekosten für sie und die zwölf Mann starke Begleitung.

Am 7. Juni halb 3 Uhr Nachmittags, setzte sich unser Zug in Bewegung. Die ganze Karavane bestand aus den vier Grafen, Mr. Bacleth, einem Baron Wrede, zwei Aerzten, mir, fünf oder sechs Dienern und den beiden Häuptlingen mit zwölf Arabern und Beduinen. Alle waren scharf bewaffnet, mit Gewehren, Pistolen, Säbeln und Lanzen; wir hatten das Ansehen, als zögen wir einem recht ernstlichen Scharmützel entgegen.

Unser Weg führte durch die Via dolorosa zum Stephansthore hinaus am Fuße des Oelberges fort, von einem Thale und Hügel zum andern — überall derselbe Steinboden. Anfangs sahen wir noch manchen blühenden Obst- und Olivenbaum und sogar Weinreben, nur von Gras oder Blumen war keine Spur; die Bäume allein standen, ohngeachtet der Hitze und des gänzlichen Mangels an Regen, in Pracht und Fülle. Dies mag wohl von der Kälte und Feuchtigkeit herrühren, welche in den heißen Ländern während der Nacht herrscht, und dadurch über die ganze Natur Erholung und Erquickung verbreitet.

Das Ziel unserer heutigen Wanderung lag 4 Stunden von Jerusalem entfernt, das griechische Kloster St. Saba

in der Wüste. Schon das letzte Wort läßt schließen, daß die Gegend immer schauerlicher und öder wurde, bis wir weder Baum noch Strauch mehr zu sehen bekamen. Auf der ganzen Strecke war auch nicht die einfachste menschliche Wohnung wahrzunehmen. Wir begegneten nur einer Horde Beduinen, die ihre rußigen schwarzen Zelte in einem weit ausgebreiteten Flußbette aufgeschlagen hatten. Einige Ziegen, Pferde und Esel umkletterten die Abhänge, mühsam nach Wurzeln und Kräutern suchend.

Ungefähr eine halbe Stunde, ehe man zum Kloster kommt, betritt man die eigentliche Wüste, wo Jesus 40 Tage faſtete und vom Teufel das erste Mal versucht wurde. An diesem Orte konnte wohl nur ein Gottmensch 40 Tage leben, ein Anderer würde schwerlich einige Tage ausgehalten haben, ohne dem Hungertode zu erliegen. Jede Vegetation hört auf, weder Strauch noch Wurzel sind sichtbar, und das Bett des Cedron ist ohne Wasser. Dieser Fluß erscheint nur während der Regenzeit, da hat er seinen Lauf in einer mächtigen Tiefe. Die herrlichsten Felsenterrassen, von der Natur so schön und gleichförmig gebildet, daß man beim ersten Anblick sehr überrascht wird, engen ihn gleich Gallerien von beiden Seiten ein.

Todtenstille war über die ganze Gegend gelagert, nur die Tritte unserer Pferde widerhallten einförmig von den Felsen, zwischen welchen sie sich mühsam jeden Schritt erkämpfen mußten. Einige Vögelchen schwirrten dann und wann über unsere Köpfe lautlos und ängstlich, als ob sie ihres Weges irre geworden wären. — Endlich wendet sich der Pfad um eine Ecke, — und welch' überraschender Anblick! ein großes, schönes Gebäude, umgeben von einer äußerst starken mit mehreren Schießscharten versehenen Festungsmauer, breitet sich unten am Flußbette aus, und zieht sich terrassenförmig am Hügel empor. Von dem Stand-

punkte, wo wir uns befanden, konnten wir das Ganze in seinem Umfange und auch im Innern überschauen, — es lag befestigt und doch wieder ganz offen vor uns. Mehrere Gebäude, vor allen eine Kirche mit einer kleinen Kuppel, sagten uns deutlich, St. Saba liege vor uns.

Am jenseitigen Ufer, ungefähr 700—800 Schritte vom Kloster entfernt, sahen wir einen einzelnen, viereckigen, sehr festen Thurm. Wohl dacht' ich nicht, mit diesem verlassenen Thurme so bald in nähere Verbindung zu kommen.

Die Geistlichen sahen unsern Zug den Berg herabkommen, und auf das erste Klopfen that sich das Pförtchen auf. Die Herren, die Diener, und die Araber und Beduinen wurden alle eingelassen, und als an mich die Reihe kam, hieß es: Clausur! Ich war also ausgeschlossen, und dachte schon diese Nacht unter freiem Himmel zubringen zu müssen, was wahrlich in solch' einer gefahrvollen Gegend nicht sehr angenehm gewesen wäre. Endlich kam ein Laienbruder und wies auf jenem Thurm mit dem Bedeuten, man werde mich dort einquartieren. Er holte aus dem Kloster eine Leiter, und ging mit mir zu diesem Thurm; dort legte er sie an, und wir stiegen ungefähr einen Stock hoch zu einem ganz niedrigen eisernen Pförtchen empor, welches er aufschloß, und in das wir hinein krochen. Wir fanden innen einen geräumigen Platz. Eine hölzerne Treppe führte uns höher hinauf zu zwei winzigen Kämmerchen, die ungefähr in der Mitte des Thurmes lagen. Das eine davon, mit einem Altar ausgestattet und durch ein Lämpchen spärlich erleuchtet, diente als Kapelle, das zweite als Schlafgemach für Pilgerinnen. Ein hölzerner Divan war des Letzteren ganze Einrichtung. Mein Führer empfahl sich mit dem Versprechen, später noch einmal zu kommen und mir nebst Speise und Trank auch einen Polster und eine Decke zu bringen.

Nun war ich also für diese Nacht geborgen, und gleich einer entführten Prinzessin hinter Schloß und Riegel ver-

wahrt. Nicht einmal entfliehen hätte ich können, denn mein Führer hatte das knarrende Pförtchen geschlossen, und die Leiter mit sich fortgenommen. Nachdem ich die Schloßkapelle und mein unvergleichliches Gemach in diesem verwünschten Zwinger von allen Seiten genau betrachtet hatte, stieg ich eine Treppe hinauf, die mich auf die Zinnen des Thurmes leitete. Hier konnte ich die Gegend überschauen, und ich sah auch wirklich von diesem hohen Standpunkte aus einen großen Theil der Wüste und mehrere Reihen von Hügeln und Bergen, die alle nackt und kahl, die Gegend umfingen, ich sah weder Baum noch Strauch, weder Hütte noch Menschen — Alles war öde, alles wie ausgestorben. Die tiefste Stille herrschte in der Natur, und es kam mir gerade so vor, als hätte Gott absichtlich auf diesen Fleck Erde vergessen, um ihn als Wüste für unsern Heiland zu bewahren. Die Sonne sank hinter die Berge, unbelauscht von lebenden Wesen; ich war vielleicht das Einzige in dieser Gegend, das sich dieser Naturscene erfreute. Unwillkührlich sank ich auf die Knie, um Gott auch in seiner wilden Natur zu loben und zu preisen. Mächtig fühlte ich mich von diesem Bilde ergriffen.

Von dieser Grabesruhe durfte ich nur einen Blick auf das Kloster werfen, das ganz aufgedeckt vor mir lag, und ich sah das regste Leben. Da waren in den Höfen die Beduinen und Araber um die Pferde beschäftigt; sie streuten ihnen Futter oder brachten Wasser, dort breiteten Einige Matten aus, Andere warfen sich auf ihr Antlitz und verehrten unter verschiedenen Formen den nämlichen Gott, den auch ich anbete; da wuschen sich wieder Andere Hände und Füße, um sich, gleich ihren Brüdern, zur Andacht vorzubereiten, — und Geistliche und Laienbrüder schritten eilig über den Hofraum in großer Thätigkeit, so viele Gäste zu beherbergen und zu speisen, während einige meiner Reisegefährten an der Seite standen, in eifrigen Gespräs

chen begriffen, und Mr. B. und Graf Salm Reifferscheit auf einsamen Ort gelagert, eine Skizze dieses Klosters zeichnend. Von meinem Standpunkte aus hätte man ein Bild entwerfen sollen, wie ich das Kloster sah, — wie der wilde Araber, der diebische Beduine ruhig und gemüthlich neben dem friedlichen Geistlichen und dem neugierigen Europäer seine Geschäfte und Gebräuche vollzog. — Dieser Abend wird mir manche schöne Stunde in der reichen Rückerinnerung gewähren.

Sehr ungern verließ ich die Zinne des Thurmes, nur die einbrechende Dunkelheit konnte mich in mein Kämmerlein treiben. Spät kam ein Geistlicher und ein Laienbruder in Gesellschaft des Mr. B. Erstere brachten mir einen Imbiß nebst Decke und Polster, letzterer war so gütig, mich zu fragen, ob ich nicht einige der Diener als Wache zu haben wünsche, da es doch etwas schauerlich seyn müsse, die Nacht ganz allein in solch' einsam stehenden Thurme zuzubringen. Ich war sehr gerührt über die Aufmerksamkeit, welche man mir, einer ganz Fremden, erwies, faßte aber meine ganze Herzhaftigkeit zusammen, und versicherte ihm, daß ich gar keine Angst habe. Darauf empfahlen sich alle; ich hörte die Thüre knarren, das Schloß einfallen und die Leiter hinwegtragen, und war abermals eingeschlossen und für diese Nacht meinem Schicksale überlassen.

Ich schlief gut. Neugestärkt erwachte ich mit der Sonne, und war schon lange bereit, ehe mein Pförtner kam, mir schwarzen Kaffee zum Frühstück brachte und mich dann zur Klosterpforte geleitete, wo mich meine Reisegefährten lobend begrüßten, und einige darunter sogar gestanden, daß sie es mir nicht nachmachen möchten.

8. Juni 1842.

Um 5 Uhr Morgens zogen wir wieder fort, dem todten Meere zu. Nach einem Ritte von 2 Stunden erblickten wir es und zwar scheinbar so nahe, daß wir glaubten, es läng-

stens in einer halben Stunde erreichen zu müssen. Allein der Weg schlängelte sich zwischen den Bergen, bald hinauf und bald wieder hinab, so daß wir erst nach abermaligen zwei Stunden an das Ufer gelangten. Da ist nun Alles — Sand; die Felsen scheinen zu Sand zermalmt; man reitet durch ein Labyrinth ewig gleicher einförmiger Sandberge und Sandhügel, welche, da die räuberischen Beduinen und Araber sich leicht hinter ihnen verbergen können, die Strecke sehr gefährlich machen.

Ehe man das Ufer erreicht, reitet man über eine Ebene, deren Grund ebenfalls aus tiefen Sand besteht, so zwar, daß die Pferde bei jedem Schritte bis an die Knöchel einsinken.

Wir begegneten auf dieser ganzen Reise, außer jener Beduinenhorde, die wir unter Zelten gelagert fanden, keiner Seele — ein großes Glück; denn trifft man auf Menschen, so sind es gewöhnlich nur solche, die der Versuchung nicht widerstehen können, sich der Habseligkeiten der Reisenden zu bemächtigen, bei welcher Gelegenheit es selten ohne blutende Köpfe abgeht.

Der Tag war sehr heiß (33 Grad R.). Wir lagerten uns am Gestade des Meeres, im heißen Sande unter dem Schutze der Sonnenschirme. Hartgesottene Eier, ein Stückchen schlechtes Brot und lauwarmes Wasser waren unser Frühstück. Ich kostete das Seewasser, und fand es wirklich viel bitterer, zusammenziehender und salziger, wie jedes andere. Wir tauchten alle die Hände hinein und ließen sie von der Luft abtrocknen, ohne sie vorher mit süßem Wasser abzuspülen, und Niemand von uns Allen bekam im Laufe der Zeit ein Jucken oder einen Ausschlag, wie manche Reisende behaupten. Die Temperatur des Wassers hatte 23 Grad Reaumur, die Farbe desselben ist schmutzig blaßgrün. Nahe am Ufer ist es etwas durchsichtig, aber ein Bischen weiter hinein sieht es trübe aus, und der Blick konnte nicht mehr durchdringen. Auch auf der Oberfläche des Meeres geht die Fern-

ſicht nicht weit. Ein leichter Nebel ſchien auf ihm zu liegen, ſo daß wir von der Länge desſelben nicht viel überblickten.

Nach dem Wenigen zu urtheilen, was wir ſehen konnten, ſcheint es nicht breit zu ſeyn, und einem langen zwiſchen Bergen eingeſchloſſenen See, nicht aber einem Meere zu gleichen. Im Meere ſelbſt iſt nicht die geringſte Spur von Leben wahrzunehmen, man ſieht nicht einmal den leiſeſten Wellenſchlag. Von einem Kahne oder ſonſt einem Fahrzeuge iſt natürlich keine Rede. Ein Engländer machte zwar vor einigen Jahren den Verſuch, dieſes Meer zu befahren; er ließ ſich zu dieſem Zwecke einen Kahn zimmern, kam aber nicht weit; es befiel ihn ein Unwohlſeyn, er ließ ſich nach Jeruſalem bringen und ſtarb kurze Zeit nach dieſem Verſuche. Bisher erſchien (o Wunder!) kein zweiter lebensüberdrüſſiger Engländer, denſelben Verſuch zu wiederholen.

Verkrüppeltes Treibholz, vermuthlich von Stürmen ans Land geſchlagen, lag überall zerſtreut umher. Salzfelder oder aufſteigenden Rauch ſahen wir aber ſo wenig, als wir einen üblen Geruch von der Ausdünſtung des Meeres verſpürten. Vielleicht iſt dies der Fall auf einer andern Seite oder in einer andern Jahreszeit. Dagegen erblickten wir nicht nur einzelne Vögel, ſondern ſogar einige Schwärme von zwölf bis fünfzehn Stücken, ſo wie auch etwas Vegetation. Unweit des Meeres bemerkte ich in einer kleinen Schlucht acht Stück Nadelbäume, zwar klein und verkrüppelt, aber dennoch eine Erſcheinung, die uns auf dem ganzen Wege nicht vorgekommen war. Eben ſo gab es auf dieſer Ebene mehrere wild wachſende Kappernſträuche und noch eine Gattung ziemlich hoher und großer Stauden, beinahe unſern Hagebutten ähnlich, die voll rother, recht ſaftiger und ſüßſchmeckender Beeren waren. Wir aßen alle recht wacker davon. Mich überraſchte der Anblick dieſer Gewächſe um ſo mehr, weil ich in allen Beſchreibungen geleſen, daß in dieſer Gegend das Leben der Thiere und Pflanzen gänzlich erſtorben ſey.

Einst lagen an der Stelle dieses Meeres fünf Städte: Sodoma, Gomorrha, Adama, Zeboin und Zone, von denen keine Spur mehr zu finden ist. Eine bange Wehmuth, ein Gefühl des Schmerzes ergriff mich, da ich der Vergangenheit gedachte und sehen mußte, wie von den Werken stolzer kräftiger Völker nicht das geringste Zeichen übrig geblieben. Ich war froh, als wir nach einer Rast von einer Stunde diesen ausgestorbenen traurigen Ort verließen.

Wir ritten gegen anderthalb Stunden über eine unübersehbare, mit Gestrippe überdeckte Sandwüste nach den blühenden Ufern des Jordans, die man schon von weitem an dem lustigen frischen Grün der sie umgebenden Auen erkennt.

In der sogenannten Jordansau, wo Christus vom heil. Johannes getauft wurde, hielten wir an.

Die Farbe des Jordans ist schmutzig und lehmartig, sein Lauf sehr schnell und reißend. Die Breite dieses Stromes mag höchstens fünf oder sechs und zwanzig Fuß betragen, die Tiefe aber soll bedeutend seyn. Unsere Beduinen und Araber waren kaum angekommen, als sie sich gleich, ganz erhitzt, wie sie waren, in den Strom stürzten. Die meisten der Herren thaten dasselbe, nur nicht gar so eilig. Ich wusch mir Gesicht, Hände und Füße. Getrunken haben wir Alle recht nach Herzenslust, denn lange entbehrten wir dieses Element in solcher Frische. Ich füllte eine gute Portion dieses Wassers in die blechernen Flaschen, welche ich eigens von Jerusalem mitführte, und ließ selbe in Jerusalem verlöthen, denn nur auf diese Art ist es möglich, das Wasser unverdorben nach den fernsten Orten zu bringen.

Wir lagerten uns auf einige Stunden in dieser Au unter schattigem Laub- und Nadelholze, dann zogen wir weiter auf dieser Ebene fort. Plötzlich wurden unsere Begleiter unruhig, sprachen recht eifrig miteinander und wiesen dabei immer in die Ferne. Wir erkundigten uns nach der Ursache ihrer Unruhe und erfuhren, daß sie Räuber entdeckt hätten.

Vergebens strengten wir unsere Augen an; sogar mit Hülfe guter Gläser konnten wir nichts gewahren, und hatten daher unsere Begleiter schon im Verdacht, ihre Behauptung sei nur Spiegelfechterei, um uns zu beweisen, daß wir sie nicht umsonst mitgenommen hatten. Nach einer Viertelstunde aber sahen auch wir in weiter, weiter Ferne einen Mann nach dem andern auftauchen. Unsere Beduinen machten sich kampffertig, und bedeuteten uns, die entgegengesetzte Seite einzuschlagen, während sie einen Angriff gegen den Feind unternehmen wollten. Alle Herren wünschten, an dieser Expedition Theil zu nehmen, und schlossen sich kampflustig an die Beduinen. Der ganze Zug flog dahin. Nur Graf Berchtold und ich wollten zurück bleiben, als aber unsere Pferde ihre Kameraden in solch' einem Feuer dahinsprengen sahen, wollten auch sie nicht die Faulen spielen, und ohne unsern Willen zu beherzigen, rannten sie mit uns davon, daß uns Hören und Sehen verging. Je mehr wir bemüht waren, ihrem eilenden Laufe Schranken zu setzen, desto wüthender verfolgten sie ihr Ziel, so zwar, daß wir bald, statt der Letzten die Ersten geworden wären. Wie aber die Feinde einen so entschlossenen Troß auf sich zueilen sahen, liefen sie davon und räumten uns das Feld. Fröhlich und wohlgemuth kehrten wir nun wieder unserer alten Bahn zu. Da lief plötzlich ein Wildschwein mit seiner hoffnungsvollen Jugend quer über die Haide. Hui! war wieder Alles hinterdrein, und verfolgte diese armen Thiere. Graf Wratislaw hieb eines der Jungen mit dem Säbel zusammen; triumphirend wurde es dem Koch abgeliefert.— Nun setzten sich unserm Marsche keine Hindernisse mehr entgegen, und wir kamen ungestört in unsere Nachtstation.

Bei dieser Gelegenheit sah ich, wie die Araber ihre Pferde zu tummeln verstehen, wie sie ihre Lanzen und Spieße schleudern, im schnellsten Ritt die Lanze vom Boden wieder aufheben, und besonders wie die Pferde dabei eine ganz an-

dere Gestalt annehmen, als in ihrem gewöhnlichen, schläfrigen Schritte. Auf den ersten Anblick haben die Pferde gar kein hübsches Ansehen. Sie sind mager, lassen den Kopf ziemlich hängen, und schreiten ganz langsam daher. Wenn sie aber einen tüchtigen Reiter fühlen, kennt man sie nicht mehr. Sie heben ihre schönen schmal geformten Köpfe mit den glühenden Augen stolz in die Höhe; werfen ihre feinen, zarten Füße mit einer Anmuth und Behendigkeit sonder Gleichen, und setzen mit einer solchen Sicherheit und Leichtigkeit über Stock und Stein, daß man höchst selten von einem Unglück hört. Es ist ein wahrer Genuß, so ein Manöver zu sehen. Die Araber waren so gefällig, uns mehrere Angriffe ihrer Art darzustellen.

Drei Stunden Weges sind von der Jordansau bis zur Sultansquelle im Thale Jericho. Schön und freundlich schlängelt sich der Weg am Eingange des Thales durch einen natürlichen Park von Feigen und anderen Fruchtbäumen. Hier war auch der erste Fleck, der dem Auge statt Sand und Stein ein Stückchen Rasen bot. Ach, wie doppelt wohlthätig ist ein solcher Anblick, nachdem man nichts als Wüsten durchzogen hat!

Das Dorf dagegen, welches nahe an der Sultansquelle liegt, ist eines der erbärmlichsten. Die Menschen wohnen mehr unter als ober der Erde. Ich ging in einige dieser Höhlen — einen andern Namen verdienen diese kleinen Steinhaufen nicht. Viele darunter haben gar kein Fenster, das Licht fällt durch die Thüröffnung herein. Im Innern sah ich nichts als Strohmatten und einige schmutzige Polster, aber nicht etwa mit Federn oder Roßhaaren, sondern mit Baumblättern gefüllt. Einige Schüsseln und Wasserkrüge machten das ganze Hausgeräthe aus; ihre Kleidung bestand in nichts als den Fetzen, in welche diese armen Menschen gehüllt waren. In einem Winkelchen lag etwas Getreide, und viele Gurken. Ein Paar Ziegen und Schafe tummel-

ten ſich im Freien herum. Gurkenfelder gibt es vor jeder Hütte. Unſere Beduinen waren ganz glücklich, dieſe köſtliche Gabe in ſolcher Fülle zu finden.

An der Quelle ſchlugen wir, unter Gottes freiem Himmel, unſer Nachtlager auf.

Wer dieſes Thal in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſieht, der begreift, trotz der Armuth der Einwohner, der Einförmigkeit und Abgeſtorbenheit der etwas entfernteren Umgebung, daß es einſt zu den ſchönſten und blühendſten gehört haben mag.

Rechts von demſelben ziehen ſich die kahlen Berge gegen das todte Meer, links zeigte man auf den Berg, auf welchem Moſes ſeine irdiſche Laufbahn vollendend in ein beſſeres Leben einging. In dem vorderen Gebirge ſind hoch oben drei Höhlen ſichtbar, in deren mittlerer ſich Jeſus aufhielt, um ſich für ſein künftiges Lehramt vorzubereiten. Ober dieſen Höhlen iſt die Spitze des Berges, wo der Teufel Jeſum abermals verſuchte, indem er ihm die ganze blühende Landſchaft verhieß, wenn er ihn anbeten würde.

Baron Wrede, Mr. Bacleth und ich wollten eine der Höhlen unterſuchen, wir machten uns alſo auf den Weg; doch kaum gewahrte es einer unſerer Beduinen, ſo lief er uns in großer Eile nach, um uns zur Rückkehr zu bewegen. Er gab uns durch Zeichen zu verſtehen, daß es in der ganzen Gegend unſicher ſei. Wir kehrten um ſo mehr zurück, da auch ſchon die Dämmerung, oder eigentlich der Sonnenuntergang eintrat.

(Die Dämmerung iſt in den Tropenländern von ſehr kurzer Dauer. Bei Sonnenaufgang verändert ſich das Dunkel der Nacht eben ſo plötzlich in die Helle des Tages, wie Abends die Helle in Dunkel.)

Unſer Abendmahl beſtand aus einem angebrannten Pilav, der uns deſſenungeachtet trefflich mundete, denn wer den ganzen Tag über nichts als zwei hartgeſottene Eier

gegessen hat, der findet des Abends alles genießbar. Dazu tranken wir ein frisches herrliches Wasser aus der nahen Quelle, und hatten Gurken im Überfluß, zwar ohne Essig und Oel — allein wozu so viel unnöthiges Gemengsel? Wer solche Reisen machen will, muß vorerst suchen, ein Naturmensch zu werden, nur dann gehen sie trefflich von Statten. Die Erde ward unser Lager, und der schöne dunkelblaue Äther mit seinen unzähligen Sternen unser Dach. Für diese kleine Reise war kein Zelt mitgenommen worden.

Der Himmel ist in Syrien wunderschön. Bei Tag ist das Firmament von einer Azurbläue und Reinheit, die keine Vergleichung zuläßt. Nicht das kleinste Wölkchen entstellte den schönen blauen Himmel, und des Nachts ist er mit viel mehr Sternen durchwirkt wie bei uns.

Graf Zichy gab den Dienern Befehl, uns sehr früh zu wecken, um noch vor Sonnenaufgang aufzubrechen. Dieß einzige Mal war man gehorsam, und zwar übergehorsam, denn man weckte uns vor Mitternacht. Wir traten unsern Marsch an. So lange wir im Thale fortzogen, ging alles gut; kaum aber mußten wir einen Berg erklimmen, so strauchelte und stolperte ein Pferd nach dem andern, und wir waren in beständiger Gefahr zu stürzen. Somit wurde einstimmig beschlossen, am nächsten Bergabhange Rast zu machen und den nahen Tag zu erwarten.

9. Juni 1842.

Um 4 Uhr wurde also zum zweiten Male Reveille geschlagen und wir hatten über drei Stunden ganz nahe dem Ufer des todten Meeres, welches wir erst jetzt beim anbrechenden Tage bemerkten, geschlafen und weder eine schlechte Ausdünstung oder einen üblen Geruch dieses Wassers verspürt, noch viel weniger, daß Jemand von unserer Gesellschaft Kopfweh oder Uebelkeiten bekommen hätte, wie manche Berichte lauten.

Nun ging es rasch der Heimkehr zu, obwohl wir durch

drei bis vier Stunden die schrecklichsten Felsenpfade, Schluchten und Krümmungen durchziehen mußten. In einem der Thäler trafen wir abermals auf ein Beduinen-Lager. Wir ritten an ihre Zellen und ersuchten sie um einen Trunk Wasser, statt dessen sie uns mit wahrer Herzensgüte einige Näpfe köstlicher Buttermilch reichten. Wohl in meinem ganzen Leben genoß ich nichts mit solcher Wonne und Begierde, wie dieses kühlende Getränk, nach einem so angestrengten beschwerlichen Ritte in der großen Hitze. Als Graf Zichy ihnen Geld reichen wollte, nahmen sie es nicht. Der Häuptling trat zu uns heran, und schüttelte einigen die Hände als Zeichen der Freundschaft, denn von dem Augenblicke, als man mit den Beduinen oder Arabern etwas genießt, oder sie um ihren Schutz anspricht, ist man nicht nur unter ihrer Horde ganz sicher, sondern man würde von ihnen sogar gegen Angriffe Anderer auf Leben und Tod vertheidigt werden. Nur im Freien ist es nicht räthlich, ihnen zu begegnen. So widersprechend sind ihre Sitten und Gebräuche! —

Wir näherten uns nun mit Riesenschritten einer zwar nicht schönen, doch belebteren Gegend, wir begegneten und überholten mehrere kleine Karavanen-Züge. Einer derselben war am vorhergehenden Abend angegriffen worden; die armen Araber hatten sich tapfer vertheidigt und den Durchzug erkämpft, allein einer von ihnen, der eine tüchtige Schußwunde in der Kopf bekommen, lag halb todt auf einem Kameele.

Muntere, langohrige Ziegen suchten emsig an den Bergen ihre kümmerliche Nahrung, und einige Steinhütten oder Grotten verkündeten uns die Nähe eines Dorfes oder Städtchens. Wir dankten Gott, daß er uns glücklich aus diesen schaudererregenden Steinwüsten in eine minder garstige und etwas belebtere Gegend führte.

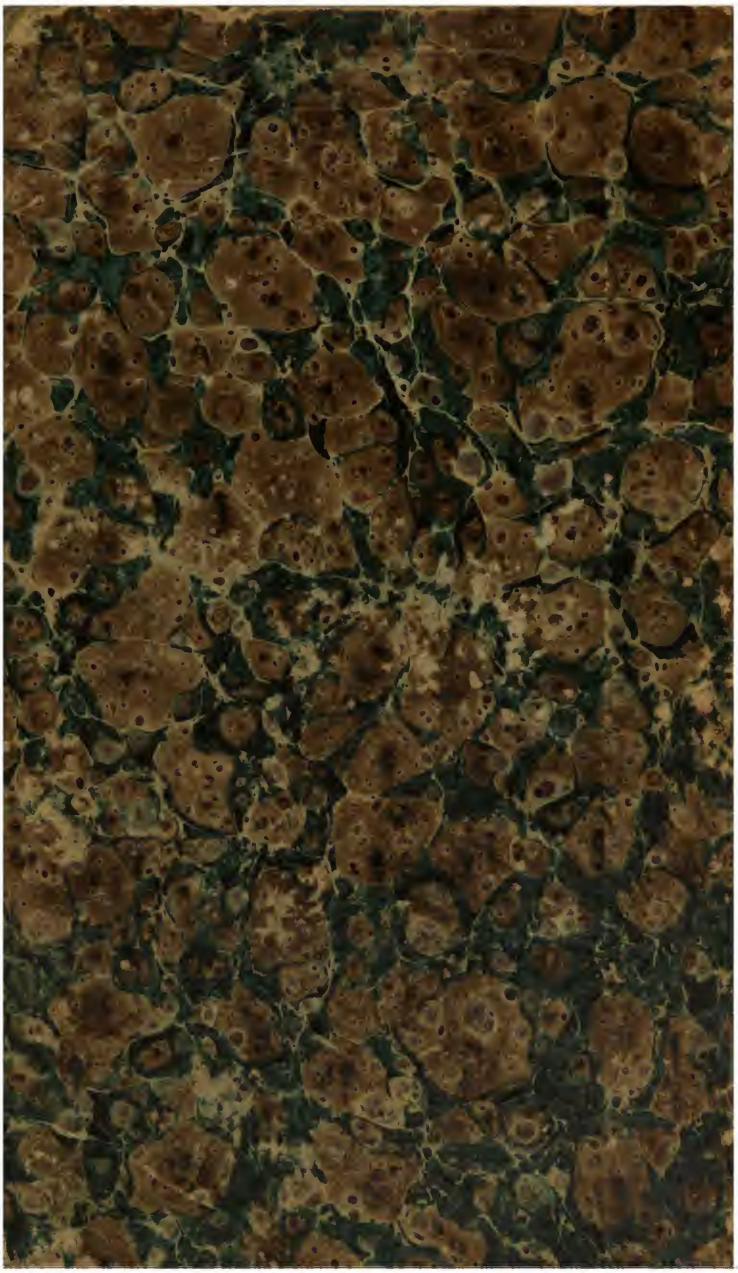
Wir kamen nach Bethanien, wo ich die Grotte besuchte, in welcher Lazarus im Todesschlafe lag, aus dem ihn Jesus

zum Leben weckte. Wir zogen dann denselben Weg, welchen unser Heiland nach dem fünf Viertelstunden entfernten Jerusalem ritt, und auf dem ihm das Volk zum letzten Mal seine Liebe und Anhänglichkeit durch Streuung von Oelzweigen und Blumen bewies. In wie kurzer Zeit ward diese Scene der höchsten Freude in ihren grellsten Gegensatz, in das Schauspiel der unbarmherzigsten Martern und des Todes verwandelt!

Gegen 2 Uhr Nachmittags langten wir glücklich zu Jerusalem an, und wurden in unserer freundlichen Behausung mit herzlicher Freude empfangen.

Einige Tage nach der Rückkehr von diesem Ausfluge verließ ich Jerusalem auf immer. Ruhe und Frieden und ein seliges Gefühl erfüllte mein Gemüth, und ewig werde ich Gott dankbar seyn, daß er mich diese Orte schauen ließ. Ist dieses Glück wohl durch all die Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen, die man leiden muß, zu theuer erkauft? O gewiß nicht! Was sind wohl die Mückenleiden, die uns in diesem Leben zugewogen sind, gegen jene, die der Stifter unserer Religion hier erduldete! Ein Gedanke an diese heil. Stätten wird meinen Muth beleben und bestärken, wo ich auch immer seyn mag, und was auch immer über mich kommen möge!

Ende des ersten Theils.

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

BOOK DUE-WID
SEP 28 1979